



3 | 2013
42. Jahrgang

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE



Baden-Württemberg



Die Trinkhalle von Heinrich Hübsch in Baden-Baden.

Foto: LAD, Bernd Hausner.

Denkmalpflege in Baden-Württemberg

NACHRICHTENBLATT
DER LANDESDENKMALPFLEGE

3/2013 42. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N. in Kooperation mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien Freiburg, Karlsruhe, Tübingen, gefördert vom Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Abteilungspräsident Prof. Dr. Claus Wolf
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung: Grit Koltermann
Redaktionsausschuss:
Dr. Claudia Baer-Schneider,
Dr. Jörg Bofinger, Dr. Dieter Büchner,
Dr. Dörthe Jakobs, Dr. Bertram Jenisch,
Dr. Clemens Kieser, Dr. Claudia Mohn,
Dr. Karsten Preßler, Dr. Anne-Christin Schöne, Dr. Elisabeth Stephan
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat: André Wais / Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner, Rainer Maucher
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft, Nicolaus-Otto-Straße 14, 89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 25 000



Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *LumiSilk* liefert Papier-Union, Ehingen.

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.

Inhalt

- 133 Editorial
- 134 Baden-Baden, europäische Kurstädte und das Welterbe der UNESCO
Grundzüge einer länderübergreifenden gemeinschaftlichen Bewerbung
Volkmar Eidloth
- 145 Eine ganz besondere „Baustelle“
Die Veitskapelle in Stuttgart-Mühlhausen
Dörthe Jakobs
- 153 Süffige Sommerfrische
Bierkeller im Landkreis Heidenheim
Martin Hahn
- 159 „Metropole des Grünkerns“
Die Grüinkerndarren in Altheim – ein einzigartiges landwirtschaftliches Ensemble
Ruth Cypionka
- 165 Der „Gesprengte Turm“ am Heidelberger Schloss
Untersuchung eines Kulturdenkmals mithilfe hoch auflösender terrestrischer Laserscans
Markus Forbriger/Hubert Mara/Bastian Rieck/Christoph Siart/Olaf Wagener
- 169 Ein Kleinod expressionistischer Architektur
Das Krematorium auf dem Schwenninger Waldfriedhof
Folkhard Cremer
- 175 Siedlung „Eiernes“ in Stuttgart-Heslach
Zurück zum einheitlichen Erscheinungsbild
Claudia Frank-Sohnrey/Roland Schreglmann
- 179 Für immer verloren
Ein Bauwerk fällt
Die Eisenbahnüberführung Weiherfeld in Karlsruhe
Ute Fahrbach-Dreher
- 180 Ortstermin
Ruine im lieblichen Tal
Neue Führungs- und Informationstafeln für Kloster Frauenalb (Lkr. Karlsruhe)
Isolde Dautel
- 182 Denkmalporträt
Schulgebäude auf dem Land
Die Dorfschule von 1938 in Berg bei Friedrichshafen
Martina Goerlich/Michael Ruhland
- 184 Mitteilungen
- 190 Ausstellungsankündigung
- 190 Neuerscheinungen
- 191 Personalien

Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Editorial

Gerade in unserer heutigen Gesellschaft, die geprägt ist durch eine zunehmende Individualisierung und Globalisierung, können Denkmale integrativ wirken und Identität stiften. Wie steht es aber um Objekte, mit denen sich der Nutzer oder Betrachter nicht ohne Weiteres identifiziert? Der diesjährige Tag des offenen Denkmals unter dem Leitthema „Jenseits des Guten und Schönen: Unbequeme Denkmale?“ stellt solche Objekte in den Mittelpunkt.

Kulturdenkmale sind aus Sicht der Denkmalpflege nicht primär aufgrund ihres ästhetischen Wertes von Bedeutung, sondern als Zeugnisse der Geschichte, als materielle Überlieferung, die uns Aufschluss über das Leben und Wirken in der Vergangenheit vermittelt. Doch sind wir auch bereit, uns an die „dunklen“, problematischen Seiten der Geschichte erinnern zu lassen? Oder wollen wir nur eine „auf ihre Glanzseiten reduzierte Geschichte“ (Dieter Bartetzko) als „unsere“ Geschichte annehmen?

In diesem Sinne sind alle Geschichtszeugnisse problematisch, die nicht unseren heutigen Wertvorstellungen entsprechen. Dabei muss es sich nicht um Zeugnisse von Diktatur oder Krieg handeln. Dem Erben eines Bauernhofes, der selbst noch die schwere Arbeit, vielleicht sogar den täglichen Kampf ums Überleben seiner Eltern erlebt hat und sich freut, heute ein anderes Leben führen zu können, sieht in dem Hof nicht zwingend ein erhaltenswertes Kulturgut. Die Familie, die ein Reihenhaus in einer Siedlung der 1920er Jahre erworben hat und es nun ihren Bedürfnissen anpassen will, fühlt sich nicht ohne Weiteres den ersten Gartensstadt-Bewohnern verbunden, die die einheitliche Formensprache der Siedlung als Ausdruck ihrer Gemeinschaft empfanden. Und auch ein für Geschichte aufgeschlossener Bauherr wird ein archäologisches Kulturdenkmal als „unbequem“ empfinden, wenn dadurch ein höherer Planungsaufwand entsteht oder eine Beteiligung an den Kosten der Ausgrabung erforderlich wird.

Der Tag des offenen Denkmals will dazu beitragen, die „unbequemen Denkmale“ einer breiten Öffentlichkeit näherzubringen. Es ist nur ein Weg unter vielen, auf dem die Denkmalpflege ihrem gesellschaftlichen Auftrag nachkommt, die Bedeutung der erhaltenswerten Geschichtszeugnisse zu

vermitteln. Dabei arbeitet sie gerne mit anderen Fachdisziplinen zusammen. Innerhalb der Regierungspräsidien ergeben sich dazu vielfältige Möglichkeiten. Hier hat sich eine solche Zusammenarbeit in den letzten Jahren unter anderem mit der Stadtsanierung und der Schulverwaltung ergeben: Historische Ortsanalysen geben Aufschluss über die erhaltenswerte Siedlungsstruktur und den überlieferten baulichen Bestand in Sanierungsgebieten. Sie bilden eine fundierte fachliche Grundlage für die weiterführenden Planungen und Entscheidungen der Kommune. Damit wird der Eigenart des Ortes Rechnung getragen, gerade auch dort, wo sich das Besondere nicht auf den ersten Blick erschließt. Zusammen mit der Schulverwaltung wurden vier „Erlebniskoffer“ entwickelt, die Schüler im Rahmen des regulären Unterrichts an historische Weinberge, Ortskerne, ländliche Architektur und Burgen heranführen wollen, auch an ihre weniger „zugänglichen“ Aspekte.

Die Stadt Offenburg, in der die Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg am 7. September im Salmen den diesjährigen Tag des offenen Denkmals eröffnet, und ihr Umland bieten vielfältige Möglichkeiten, Objekten diesseits und „jenseits des Guten und Schönen“ zu begegnen. So gehören die zum Kulturforum umgenutzten Bauten der ehemaligen Ihlenfeld-Kaserne ebenso zur Geschichte der Stadt wie die Stätten der badischen Revolution, die Industriebauten der ehemaligen Spinnerei und Weberei im derzeitigen Sanierungsgebiet „Mühlbachareal“ ebenso wie der zugehörige Wohnsitz des Fabrikanten, die Villa Bauer. Nur wenige Kilometer entfernt liegen die Bunkerruinen des „Westwalls“ aus der Zeit des Dritten Reiches. Zusammen mit den Kolleginnen und Kollegen der Denkmalpflege lade ich Sie herzlich ein, sich am Tag des offenen Denkmals – in Offenburg und an vielen Orten im Land – mit dem Thema auseinanderzusetzen, räumlich und inhaltlich „unzugängliche“ Kulturdenkmale näher kennenzulernen und dabei auch unterschiedliche Ansätze im Umgang mit diesen Objekten.

Bärbel Schäfer

Regierungspräsidentin
des Regierungsbezirks Freiburg



Baden-Baden, europäische Kurstädte und das Welterbe der UNESCO

Grundzüge einer länderübergreifenden gemeinschaftlichen Bewerbung

Im November 2010 veranstaltete das Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg zusammen mit ICOMOS Deutschland und der Stadt Baden-Baden eine internationale Tagung zum Thema „Europäische Kurstädte und Modebäder des 19. Jahrhunderts“. Deren Ziel war es, einen Impuls für die gemeinsame Bewerbung verschiedener europäischer Kurstädte um Anerkennung als Weltkulturerbe zu geben. Seitdem hat sich eine Gruppe europäischer Kurstädte zusammengefunden, die unter dem Titel „Great Spas of Europe“ und unter der Federführung der Tschechischen Republik diese Idee weiterverfolgt. Das Land Baden-Württemberg unterstützt die Kandidatur Baden-Badens ausdrücklich und aktiv. Der Beitrag skizziert das inhaltliche Konzept und die Rolle Baden-Badens innerhalb einer solchen transnationalen seriellen Nominierung europäischer Kurstädte für die Welterbeliste der UNESCO.

Volkmar Eidloth

Das Welterbe der UNESCO umfasst seit Juni 2013 insgesamt 981 Welterbestätten in 160 Staaten. Davon zählen 759 zum Kulturerbe, 193 zum Naturerbe und 29 gelten als so genannte gemischte Stätten. Der räumliche Schwerpunkt der Eintragungen liegt eindeutig in Europa. Gleichzeitig sind knapp 16 Prozent der 190 Vertragsstaaten, die bis heute die Welterbekonvention der UNESCO unterzeichnet haben, auf der Welterbeliste bislang mit überhaupt keiner Stätte vertreten. Allein Deutschland wartet demgegenüber stolz mit 38 Welterbestätten auf. Weitere Nominierungen befinden sich auf der deutschen Vorschlagsliste für das Welterbe im Wartestand; eine Fortschreibung dieser so genannten Tentativliste ist gleichwohl bereits in Arbeit. Dabei ist die UNESCO-Liste des Welterbes eigentlich nur ein Mittel zum Zweck. Der Zweck ist

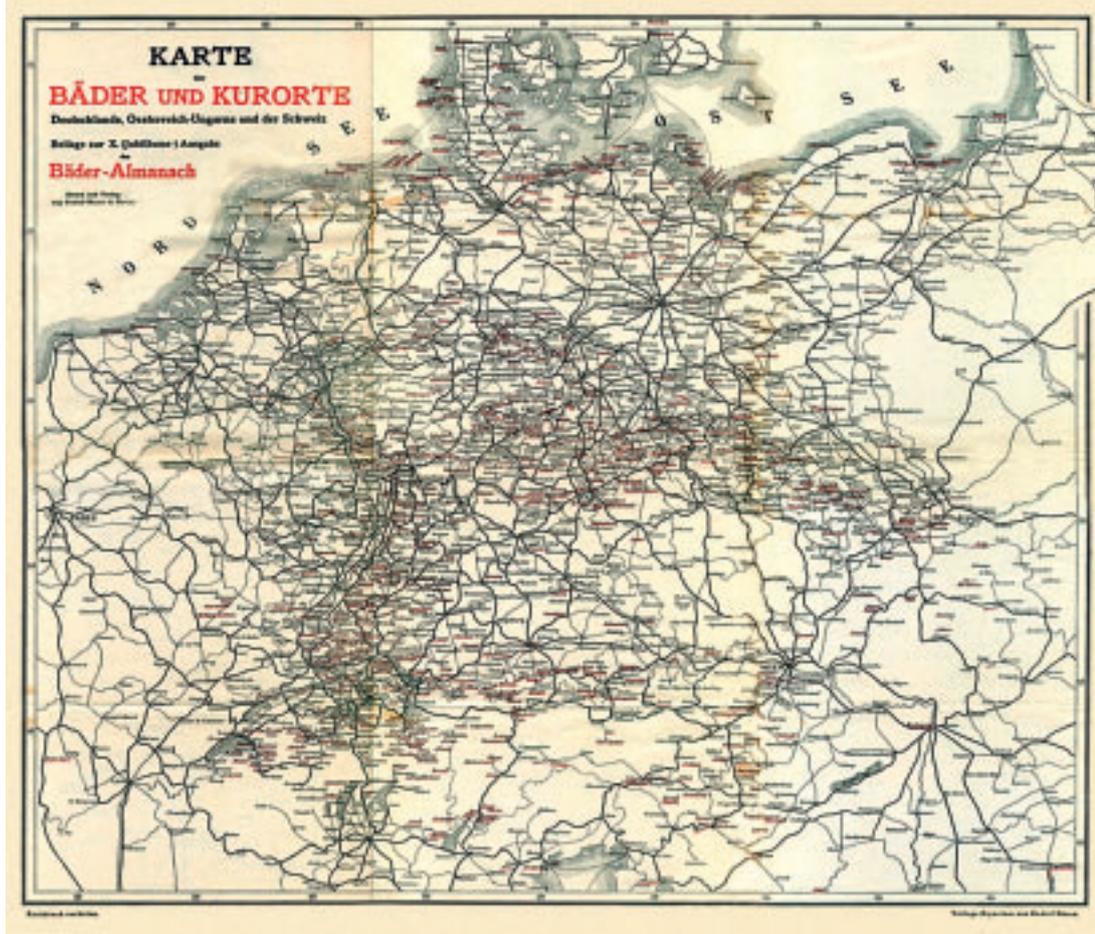
die Umsetzung der 1972 von der Generalkonferenz der UNESCO beschlossenen Welterbekonvention, in der die Vertragsstaaten die internationale Verpflichtung anerkennen, die innerhalb ihrer Grenzen gelegenen Welterbestätten zu schützen und für zukünftige Generationen zu erhalten. Die Welterbeliste dokumentiert lediglich, welche „Teile des Kultur- und Naturerbes“ von einem solchen „outstanding universal value“ sind, dass sie „als Bestandteil des Welterbes der ganzen Menschheit gelten müssen“.

Räumliche und zeitliche Vielfalt

Die erste Frage, die es zu beantworten gilt, wenn man im Zusammenhang mit europäischen Kurstädten von Welterbe im Sinne der UNESCO spricht, ist folglich die nach der globalen Bedeutung und dem außergewöhnlichen Wert dieses Phänomens und dessen besonderen Kennzeichen. Bäderkulturen gibt es schließlich auch in anderen Teilen der Welt. Erinnert sei hier nur an das orientalische Dampfbad, den Hamam, die japanischen Onsen, die vulkanischen Naturbäder auf Island oder das skandinavische und russische Schwitzbad der Sauna oder Banja. Von diesen unterscheidet sich die „europäische“ Badetradition nicht zuletzt durch ihre jahrhundertealte balneotherapeutische Basis. Ein Alleinstellungsmerkmal ist dabei die Trinkkur, deren zunehmende Dominanz ab der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Entwick-

1 Stadtanlage, Schrägluftbild aus Richtung Nordwest. Foto 2009.





2 „Karte der Bäder und Kurorte“ in Mitteleuropa. Bäder-Almanach, 10. Aufl. 1907 (Verlag Rudolf Mosse, Berlin).

lung eines eigenständigen, im 18. und 19. Jahrhundert europaweit verbreiteten Siedlungstypus förderte. Als besonders charakteristisch für das europäische Kur- und Bädererbe erweist sich vor allem die große historische und geografische Vielfalt des Bestandes an Kur- und Badeorten. Für sich alleine wird deshalb kein europäisches Bad eine außerordentliche, universelle Bedeutung beanspruchen können. Um das Phänomen der europäischen Kurorte auf der UNESCO-Welterbeliste angemessen zu vertreten, gilt es stattdessen, eine aussagekräftige Gruppe von Stätten zusammenzustellen. Dabei könnte man zunächst an eine chronologisch aufgestellte Serie denken. Diese müsste wohl mit dem antiken Baiae am Golf von Neapel beginnen, dessen Thermalquellen und Quelledämpfe bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. zu therapeutischen Zwecken aufgesucht wurden und das sich bald zum exklusivsten Modebad in römischer Zeit entwickelte. Das schon Ende des 13. Jahrhunderts für seine „Badenfahrten“ europäischen Ruf genießende Baden im Aargau könnte für die mittelalterlichen Badestädte stehen. Das dortige Bäderviertel lag an einer Limmatbiegung außer- beziehungsweise unterhalb der Stadt, wurde im 19. und 20. Jahrhundert im aufgehenden Baubestand allerdings stark überformt. Für die mittelalterlich-frühneuzeitlichen Wildbäder wäre Bad Pfäfers in Graubünden ein würdiger Vertreter, dessen in der engen Taminaschlucht zutage tretende warme Quellen ab dem 14. Jahrhundert aufwendig durch kühne Konstruktionen erschlossen wurden.

Der bedeutendste Kurort Europas im 18. Jahrhundert war das englische Bath, dem zwischen 1729 und 1790 die beiden Architekten John Wood der Ältere und sein Sohn John Wood der Jüngere zu einem einzigartigen architektonischen Erscheinungsbild verhalfen. Nicht zuletzt wegen dieses beeindruckenden städtebaulichen Ensembles zählt Bath bereits zum Welterbe. Aber was ist mit den zahllosen kleinen Fürstenbädern des 17./18. Jahrhunderts auf dem Kontinent, die im Zusammenhang mit der Verbreitung der Trinkkur allenthalben gegründet wurden? Und welche Stadt sollte in einer zeitlichen Reihe das 19. Jahrhundert vertreten, in dem Kurstädte und Badeorte endgültig zu einem europaweit verbreiteten Massenphänomen wurden, wozu auch Seebäder und klimatische Kurorte beitrugen? 652 Orte von A wie Aachen bis Z wie Zoppot nennt allein das 1883 erschienene Bäder-Lexikon von Robert Flechsig.

3 Stadtplan 1808 (Ausschnitt) mit Kastanienallee und „Promenadehaus“ (rechts oben), errichtet 1765/1766.





4 Kurgäste vor dem „Konversationshaus“ (heute Kurhaus). Aquarell von C. L. Frommel um 1830.

Es steht außer Zweifel, dass die europäische Badekultur im 19. Jahrhundert den Gipfel ihrer Entwicklung erreichte. Das legt nahe, sich bei einer Nominierung für das Welterbe auf diese Epoche zu konzentrieren, zumal in dieser Zeit in den traditionellen Badestädten viele ältere Strukturen und Elemente überlagert wurden oder verloren gegangen sind und die Kurstädte nach dem Ersten Weltkrieg europaweit an Bedeutung einbüßten. Doch auch bei einer Begrenzung auf das „lange 19. Jahrhundert“ will es wohl überlegt sein, wie sich eine Auswahl europäischer Kurstädte zusammensetzen und für diese Serie ein „outstanding universal value“ reklamiert werden könnte. Ein Querschnitt durch die funktional unterschiedlichen Badeortstypen in Europa im 19. Jahrhundert steht vor dem Problem, dass Seebäder, klimatische Kurorte, Solebäder oder Moorbäder genauso in Massen verbreitet sind wie die traditionellen Thermalbäder und sich allein über die Überlieferungsqualität und den Erhaltungszustand keine außergewöhnliche Bedeutung einzelner Orte definieren

5 Prunkbad im Neuen Schloss, entstanden um 1660. Foto 1996.

6 Wandbeheizung des Tepidariums in den „Soldatenbädern“, letztes Drittel 1. bis Anfang 3. Jahrhundert. Foto 2005.



lässt. Hinzu kommt, dass es auf der einen Seite fließende Übergänge gibt – insbesondere bei den Thermal-, Sole- und Moorbädern – und andererseits Seebäder und heilklimatische Kurorte aufgrund der anderen topografischen und funktionalen Ausgangsbedingungen sowie der dementsprechend andersartigen städtebaulichen Struktur und Bauformen ganz eigenständige Siedlungstypen darstellen. Vor allem die Seebäder bilden dabei eine Siedlungsform, die es wert wäre, als eigene Gruppe auf der Welterbeliste vertreten zu sein. Bei den Kurstädten und Badeorten, die auf Heilquellen basieren, reicht das Spektrum im 19. Jahrhundert von Bädern mit lediglich regionaler Bedeutung auf der einen, bis zu Kurstädten und Modebädern von internationalem Rang auf der anderen Seite. Eine Serie, die Größen- und Bedeutungsunterschiede abbilden wollte, müsste folglich eine Großstadt mit Kurtradition wie Wiesbaden, das bereits 1905 die 100 000-Einwohnermarke überschritt, ebenso berücksichtigen wie die Tiroler Bauernbadl, die oft nur aus zwei, drei Gebäuden bestehen. Aber wie eine fachlich belastbare Auswahl aus der unüberschaubaren Zahl an Kurstädten und Badeorten kleiner und mittlerer Größe treffen, die mitunter ganze Landstriche prägen? Weshalb dann nicht gleich einen ganz anderen Ansatz verfolgen, den der „cultural landscape“ – eine Welterbe-Kategorie, die in den „Operational Guidelines“ der UNESCO ebenfalls verankert ist –, und eine charakteristische europäische „Bäderlandschaft“ nominieren wie zum Beispiel Westböhmen? Hier sind auf engstem Raum zahlreiche Quellen sowie Kur- und Badeorte unterschiedlichster Geschichte, Form, Funktion und Bedeutung anzutreffen. Nebeneinander finden sich Weltbäder wie die alte Bäderstadt Karlsbad und das junge Modebad Marienbad, das planmäßig angelegte





7 Boutiquen am Promenadeplatz, 1867 von Carl Dernfeld errichtet. Holzstich von J. Levy um 1870.

8 Rennbahn in Iffezheim, eröffnet 1858. Reprografie um 1861 (Goupil & Cie., Paris).



Franzensbad, das sich rühmt, das älteste Moorbad der Welt zu sein, oder das 1906 in St. Joachimstal eröffnete Radium-Bad, in seiner Art ebenfalls das erste weltweit. Dazu kommen kleine fürstliche Bäder wie Bad Königswart, Konstantinsbad oder jenes in Klösterle sowie ländliche Sommerfrischen und Kuranlagen wie die von Gießhübl-Sauerbrunn, Herkunftsort des berühmten Mattoni-Mineralwassers, die leider im Verfall begriffen ist. Bereits abgegangen und allenfalls noch archäologisch fassbar ist die Kuranstalt Bad Sangerberg. Aber warum statt Westböhmen nicht die Auvergne, wo das international renommierte Vichy einen ähnlich dichten Bestand kleiner, nur regional bekannter Kurorte anführt?

Thema Internationalität

Das Konzept für die Nominierung europäischer Kurstädte als Welterbe, das sich die Initiative der „Great Spas of Europe“ im Wesentlichen zu ei-

gen gemacht hat und auf dem die Nennung Baden-Badens für die Fortschreibung der deutschen Tentativliste beruht, ist ein anderes. Zunächst versteht es die europäische Kurstadt des 19. Jahrhunderts als einen historischen und geografischen Raum, der nicht nur Träger medizin- oder baugeschichtlicher Aussagen ist, sondern komplexere kulturhistorische Sachverhalte abbildet. Im Fokus stehen sodann jene Kurstädte und Modebäder des 19. Jahrhunderts, die sich durch eine europaweite Anziehungskraft und ein internationales Profil auszeichnen, was wiederum zu einer an internationalen Maßstäben orientierten Entwicklung und Ausstattung führte. Es geht um die Städte, die Vorbilder und Trendsetter der europäischen Kurstadtentwicklung im 19. Jahrhundert waren und bis heute die damals entstandene Vorstellungswelt einer Kurstadt nähren.

Konturen dieser überschaubaren und inhaltlich kohärenten Gruppe zeichnen sich bereits im 19. Jahrhundert ab. Sichtbar werden sie zum Beispiel in



9 Zuschauerraum des Theaters, 1860 bis 1862 von Charles Derchy und Charles Couteau erbaut. Foto 2007.

Form von bereits für das 19. Jahrhundert belegbaren Namenszusätzen wie „Weltbad“, „Weltkurstadt“, „Café de l'Europe“, „Sommerhauptstadt Europas“ oder in Antonomastien – das heißt in Ortsnamen, die für ein Gesamtphänomen stehen – wie beispielsweise Spa, das im Englischen die Bezeichnung für jeden beliebigen Kurort ist, oder Vichy, dessen Prestige sich in Namensvergleichen wie „katalonisches Vichy“ für Caldes de Malavella oder in „Vichy des Kaukasus“ für Borschom äußert. Wichtige Merkmale für die Internationalität sind ein hoher Anteil und eine große Vielfalt ausländischer Gäste, die sich auch längerfristig und beständig niedergelassen haben und deren Präsenz zu einer an internationalen großstädtischen Maßstäben orientierten Entwicklung und Ausstattung führte, die bis heute ihre Stadtgestalt prägt.

10 Wintergarten im Casino, 1853 bis 1855 von Charles Séchan ausgestattet. Foto 2008.



Zu der Gruppe international bedeutsamer Kurstädte zählt ohne jeden Zweifel auch Baden-Baden. Die Badetradition reicht dort bis in die römische Antike zurück. Nachdem die zeitweilige Funktion als badische Residenzstadt (seit dem 12. Jh.) Ende des 17. Jahrhunderts aufgegeben wurde, erfolgte ab der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert der systematische Ausbau zur modernen Kurstadt, wobei mit dem Betrieb der Spielbank im Zeitraum zwischen den 1820er Jahren und circa 1870 entscheidende Impulse gesetzt wurden. In dieser Zeit verzeichnete Baden-Baden nach Wiesbaden das größte Kurgastaufkommen und übertraf hinsichtlich der Zahl und Diversität seines internationalen, in vielen Fällen dauerhaft anwesenden Publikums jede andere Kurstadt in Europa. Diese Rolle als internationales Bad wird von Baden-Baden bis heute wahrgenommen.

Dokument wichtiger Siedlungsentwicklungen

Für diese Gruppe der internationalen Kurstädte als Ganzes wie für Baden-Baden als Bestandteil können gleich vier der Kriterien geltend gemacht werden, die nach den Richtlinien der UNESCO den außergewöhnlichen universellen Wert begründen, der wiederum Voraussetzung für die Aufnahme in die Welterbeliste ist. So erfüllen sie das Kriterium ii, wonach „ein Gut für einen Zeitraum oder in einem Kulturgebiet der Erde einen bedeutenden Schnittpunkt menschlicher Werte in Bezug auf die Entwicklung der Architektur oder Technik, der Großplastik, des Städtebaus oder der Landschaftsgestaltung aufzeigen“ soll. Die großen europäischen Kurstädte sind solche bedeutenden Dokumente charakteristischer europäischer Siedlungsentwick-

lungen des 19. Jahrhunderts. So hatte die Aufklärung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu einem radikalen Wandel im Natur- und Kunstverständnis geführt, Änderungen des Freizeitverhaltens mit sich gebracht und einen nachhaltigen gesellschaftlichen Veränderungsprozess der Verbürgerlichung und Demokratisierung in Gang gesetzt. Die internationalen Kurstädte des 19. Jahrhunderts waren dafür Experimentierfelder. Sie bildeten neue Formen von Begegnungs- und Kommunikationsräumen, bei denen sich die Siedlung zur freien Natur hin öffnete und die jedem nach seinem Vermögen und seinen Vorlieben Aufenthalt gewährten.

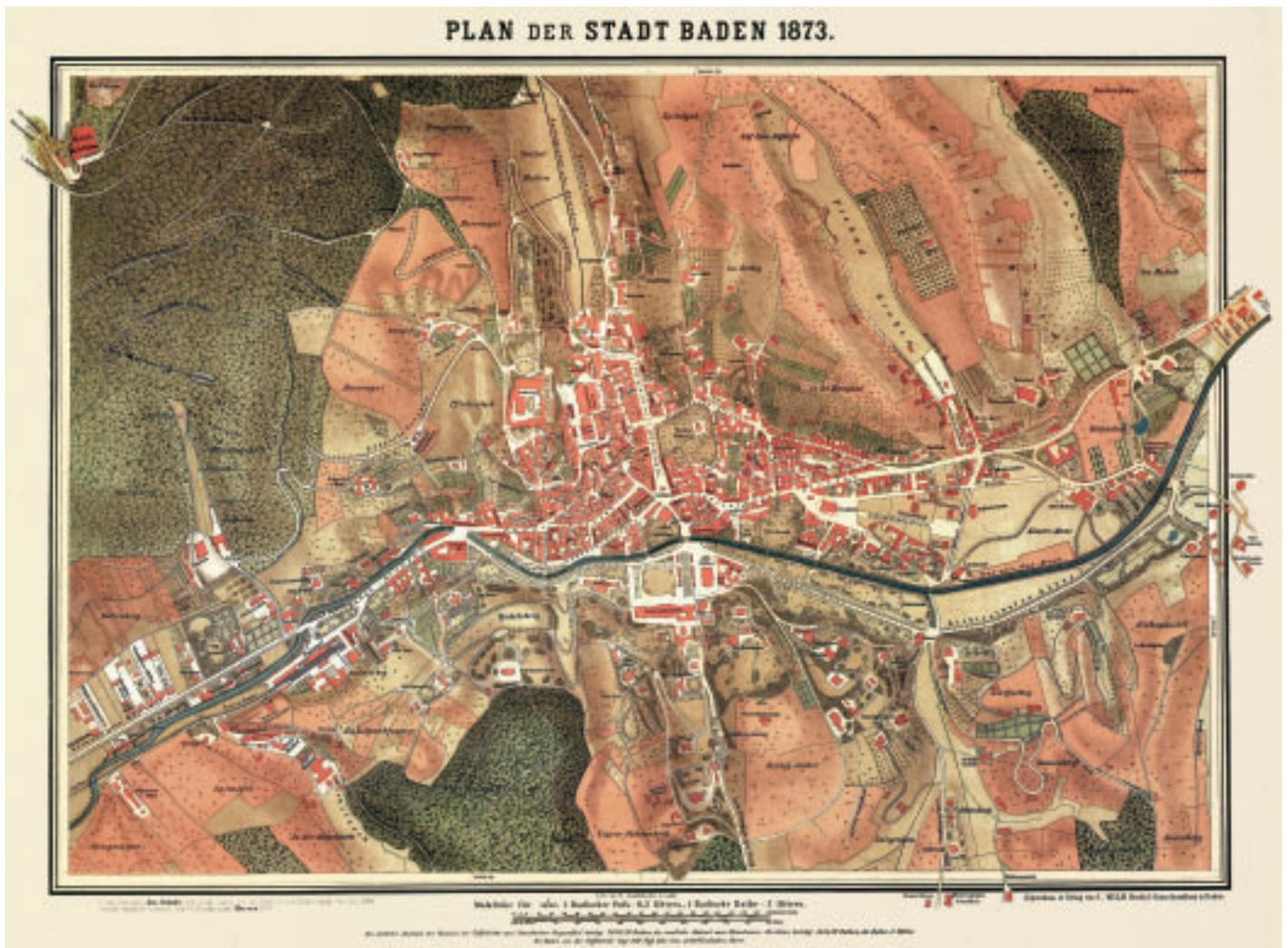
Baden-Baden liefert mit der Gesamtheit seiner historischen Stadtanlage und vielen Einzelbestandteilen einen repräsentativen Beleg für die Umsetzung der städtebaulichen und landschaftsgestalterischen Ideen im Gefolge der Aufklärung. Ablesbar wird das beispielsweise an der frühen Verlagerung des Kurviertels aus der Altstadt in die freie Landschaft der Oosau und deren Ausgestaltung als Landschaftsgarten ab dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Parallel erfolgte der systematische Ausbau des neuen Kurgebiets zu einem internationalen Treffpunkt und Unter-

haltungsquartier, ab 1838 vorangetrieben durch die aus Paris gekommene Unternehmerfamilie Bénazet. Greifbarer Ausdruck des gesellschaftlichen Umbruchs, der sich in den Kurstädten manifestiert, ist unter anderem der Bautypus „Kurhaus“, dessen ältesten erhaltenen Vertreter Baden-Baden in dem 1822 bis 1824 durch Friedrich Weinbrenner errichteten „Konversationshaus“ besitzt.

Zeugnis kultureller Traditionen

Angeführt werden kann auch Kriterium iii der UNESCO-Richtlinien, demzufolge ein Welterbe „ein einzigartiges oder zumindest außergewöhnliches Zeugnis von einer kulturellen Tradition oder einer bestehenden oder untergegangenen Kultur darstellen“ soll. Die großen europäischen Kurstädte sind ein solches außergewöhnliches Zeugnis für die epochenübergreifende Tradition der europäischen Badekultur, die in der römischen Antike und im 19. Jahrhundert ihre Höhepunkte erlebte. Prägend für das europäische Kurwesen ist die Kombination aus therapeutischer Anwendung von Wasser (Baden, Trinken) mit Zerstreuung und gesellschaftlichen Veranstaltungen (Musik, Tanz, Spiel) und körperlicher Bewegung (Sport). Im

11 „Plan der Stadt Baden 1873“ von J. Weindel 1864, mit Ergänzungen von Stadtbaumeister Meeser 1873 (Verlag C. Wild, Baden).





12 Villenviertel am Beutig. Aufnahme von G. Salzer um 1900.

13 Parkanlagen an der Lichtentaler Allee, ab 1825 bzw. 1839 bis 1867 unter anderem nach Plänen von Johann Michael Zeyher gestaltet. Foto 2012.

14 Russische Kirche, 1881 bis 1882 nach Plänen von Iwan Strom erbaut. Foto 2007.

19. Jahrhundert etablierte sich zudem die Balneologie als eigenständiger Zweig der Medizin. Die großen Kurstädte des 19. Jahrhunderts stehen dabei für die bedeutenden balneotherapeutischen Fortschritte des 19. Jahrhunderts ebenso wie für die volle Entfaltung der Gesellschaftskur, bei der Unterhaltung und Freizeitgestaltung wie zum Beispiel das Glücksspiel in den Vordergrund treten. Die Spannweite der in Baden-Baden erhaltenen Dokumente zur europäischen Kurtradition reicht von den antiken römischen Thermen über das markgräfliche Prunkbad im Neuen Schloss aus der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zu dem 1877 eröffneten „Badetempel“ des Friedrichsbades. Herausragende Bedeutung erhält Baden-Baden als international renommierter Schauplatz jener Gesellschaftskur des 19. Jahrhunderts und wegen der Vielfalt der davon zeugenden immateriellen und materiellen Überlieferung. Zu Letzterer zählen neben den Kurpromenaden, der Kastanienallee mit

ihren Boutiquen (1818/1867) und der Lichtentaler Allee beispielsweise die 1858 eröffnete Galopprennbahn in Iffezheim oder das nach Plänen Pariser Architekten 1860 bis 1862 errichtete Theater. Als besonders wertvoller Beleg ist die 1838 bis 1855 eingerichtete Spielbank mit ihrer erhaltenen historischen Raumausstattung in den Stilen des Louis XIII bis Louis XVI hervorzuheben.

Beispiel eines besonderen Ensembletypus

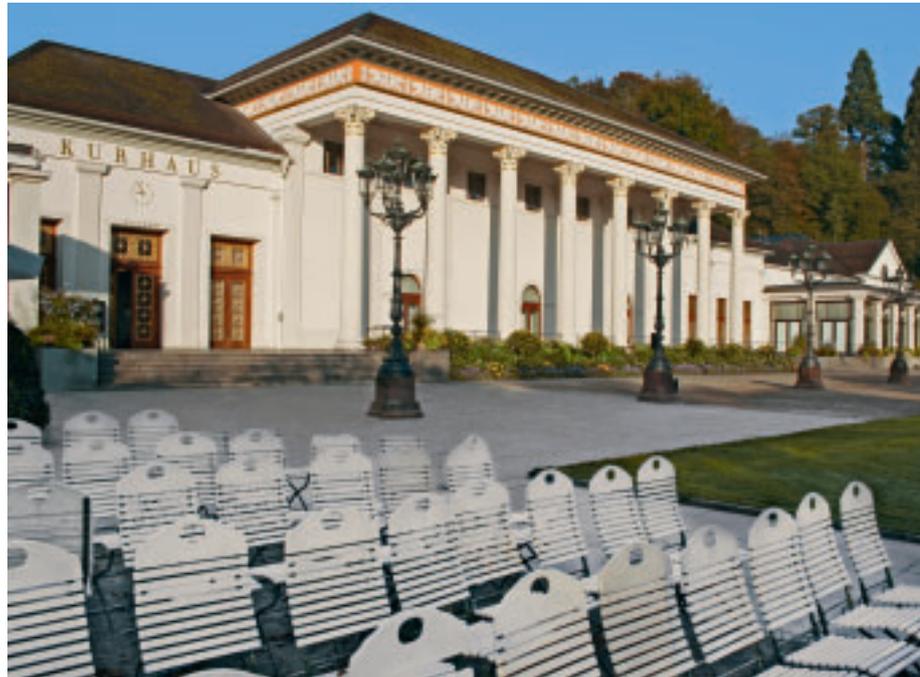
Vor allem stellen die großen europäischen Kurstädte des 19. Jahrhunderts „ein hervorragendes Beispiel eines Typus von Gebäuden, architektonischen oder technologischen Ensembles oder Landschaften dar (...), die einen oder mehrere bedeutende Abschnitte der Menschheits-Geschichte versinnbildlichen“ entsprechend dem Kriterium iv der „Operational Guidelines“ zum Welterbe. Sie sind hervorragende Beispiele für die Form und Funktion des Typus der Kurstadt im 19. Jahrhundert in Europa und waren die Vorreiter bei dessen Entwicklung. Es handelt sich dabei um Stadtanlagen ganz eigenständiger Prägung, in der Architektur, Städtebau und Gartenarchitektur in besonderer Weise miteinander kombiniert sind und die umgebende Kulturlandschaft funktional und gestalterisch einen Bestandteil des Ensembles bildet. Kennzeichnend sind die städtebauliche Differenzierung in strukturell unterschiedliche Bereiche wie Kurviertel, Villengebiete und geschlossene Stadterweiterungen zum Beispiel im Zusammenhang mit dem Eisenbahnanschluss. Ein anderes typisches Merkmal ist die Durchdringung von städteplanerisch erschlossenen Siedlungsvierteln und Parkanlagen beziehungsweise Grünzonen sowie deren herausragende Stellung im Stadtgefüge. Dazu kommt eine enge Verbindung mit der umgebenden Landschaft, einerseits durch die Erschließung mit Wegen und Ausstattung mit Attraktionen für die Freizeitaktivitäten der Kurgäste, andererseits



aber auch, um die Landschaft mit dem Bild der Stadt zu verbinden.

Nicht zu vernachlässigen ist selbstverständlich die signifikante Architektur der Kurstädte. Ausschlaggebend ist allerdings nicht die architekturgeschichtliche Bedeutung einzelner Bauten, sondern die Diversität und Qualität des Gesamtrepertoires an einschlägiger Kurarchitektur sowie deren Einbindung in den städtebaulichen und kulturlandschaftlichen Gesamtzusammenhang. Über den architekturgeschichtlichen und stilkritischen Vergleich einzelner Bautypen lässt sich jedenfalls für die Kurstädte im 19. Jahrhundert in Europa keine fachlich belastbare Auswahl treffen und kein „outstanding universal value“ begründen. Welches Kurhaus darf als bedeutend gelten? Welcher Bäderbau wäre repräsentativ und welche Trink- oder Wandelhalle wichtig? Eine der ältesten wie die hölzernen Kolonnaden in Bad Lauchstett aus den Jahren 1785/1787 oder vielleicht doch die größte, als die sich die 1911 eröffnete von Bad Kissingen rühmt? Die Charakteristik der Kurstädte erschließt sich ohnehin erst, wenn man über die typischen Kurbauten wie Kurhäuser, Trink- und Wandelhallen sowie Bäderbauten hinaus auch die Hotel-, Theater- oder Villenarchitektur sowie die touristische und technische Infrastruktur in die Betrachtung einbezieht.

In Baden-Baden sind alle Merkmale des Typus der internationalen Kurstadt des 19. Jahrhunderts in außergewöhnlicher Dichte und Qualität vorhanden. Ein herausragendes Zeugnis stellt insbesondere die erhaltene historische Stadtstruktur mit dem Kurviertel, den verschiedenen Villengebieten mit den charakteristischen Sakralbauten ausländischer, häufig sesshaft gewordener Gäste (Russische Kirche 1880–1882, Anglikanische Kirche 1864–1867, Rumänisch-orthodoxe Stourdza-Kapelle 1864–1866), der intensiven Durchdringung des Städtebaus durch ausgedehnte Grün- und Parkanlagen sowie die Erschließung der umgeben-



den Landschaft für den Kurbetrieb dar. Die kennzeichnende Kurarchitektur ist unter anderem mit dem „Konversationshaus“, der Trinkhalle und dem Friedrichsbad vertreten. Dazu kommen die Infrastruktureinrichtungen der Gesellschaftskur wie zum Beispiel das Theater, das Spielcasino oder die Pferderennbahn, die Baden-Baden zum internationalen Treffpunkt machten, aber auch die Reihe der Palasthotels entlang der Oos.

Hervorragende europäische Erinnerungsorte

Nicht zuletzt trifft schließlich auch Kriterium vi der Durchführungsrichtlinien für das Welterbe zu. So sind die großen europäischen Kurstädte Erinnerungsorte für prägende gesellschaftliche, politische und kulturelle Strömungen und Leistungen in Europa im 19. Jahrhundert beziehungsweise in der Formulierung der UNESCO „in unmittelbarer oder

15 Kurhaus, 1822 bis 1824 von Friedrich Weinbrenner entworfen.
Foto 2007.

16 Trinkhalle, 1839 bis 1842 von Heinrich Hübsch errichtet.
Foto 2009.



erkennbarer Weise mit Ereignissen oder überlieferten Lebensformen, mit Ideen oder Glaubensbekenntnissen oder mit künstlerischen oder literarischen Werken von außergewöhnlicher universeller Bedeutung verknüpft.“ Als internationale Treffpunkte dienten sie als politische Bühne, waren sie Versammlungsort der internationalen Politik und Schauplatz wichtiger politischer Ereignisse für die europäische Geschichte des 19. Jahrhunderts. Gleichzeitig bildeten sie den Inspirationsort für bedeutende Künstler, die sich wiederholt oder längerfristig in den entsprechenden Städten aufgehalten haben und dort nachweislich zu Werken von außergewöhnlicher universeller Bedeutung angeregt worden sind, die Stadt in entsprechenden Werken zum Spielort gemacht haben oder solche Werke dort präsentiert haben. Damit lieferten die großen Kurstädte des 19. Jahrhunderts einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung einer bürgerlichen, multikulturellen Gesellschaft in Europa.

So war Baden-Baden wiederholt Schauplatz der „diplomatie thermale“, als beispielsweise 1860 zehn deutsche Fürsten mit dem französischen Kaiser Napoleon III. zusammenkamen oder bei dem so genannten Dreikaisertreffen zwischen Kaiser Wilhelm I., Kaiser Franz Joseph I. und Zar Alexan-

der II. 1872. Der deutsche Kaiser Wilhelm I. hielt sich zusammen mit seiner Frau Augusta während der Sommermonate regelmäßig in Baden-Baden auf und regelte von dort aus die Regierungsgeschäfte. Zu den zahlreichen bedeutenden Künstlern des 19. Jahrhunderts, die die internationale Atmosphäre in Baden-Baden anzog, zählen zum Beispiel der international bekannte Porträtmaler Franz Xaver Winterhalter, Alfred de Musset sowie die russischen Schriftsteller Fjodor Dostojewski und Iwan Turgenew, dessen Roman „Rauch“ in Baden-Baden spielt. Für die Eröffnung des Baden-Badener Theaters komponierte Hector Berlioz die Oper „Béatrice et Bénédict“, und Jacques Offenbach dirigierte hier die Uraufführung seiner Operette „La Princesse de Trébizonde“. Ein beliebter gesellschaftlicher Treffpunkt war der Salon, den die berühmte Sängerin und Komponistin Pauline Viardot unterhielt.

Überlieferungsqualität und Erhaltungszustand

Dass jede Stadt, die Teil einer solchen seriellen Nominierung werden soll, gleichzeitig die hohen Anforderungen der UNESCO hinsichtlich Authentizität

17 Kuppelsaal des Friedrichsbads, 1869 bis 1877 von Carl Dernfeld erbaut. Foto 2005.

18 „Die Hôtel und Gasthäuser von Baden-Baden in den Sechziger Jahren“, 40 montierte Lithografien um 1865.



zität und Integrität von Welterbestätten erfüllen muss, versteht sich von selbst. Das bedeutet, dass alle infrage kommenden Städte in ihrer historischen städtebaulichen Gesamtstruktur und ihrem historischen Baubestand erhalten sein müssen, sich diese Bausubstanz insgesamt in einem guten Erhaltungszustand befindet und der urbane Charakter einer Kurstadt mit internationalem Ruf vermittelt wird. Eine solche international renommierte und frequentierte Kurstadt ist Baden-Baden bis heute. Da Baden-Baden von Zerstörungen während des Zweiten Weltkriegs weitestgehend verschont blieb, sind Stadtstruktur und Bebauung in großem Umfang und hoher Dichte überliefert. Eingriffe in die historische Stadtanlage in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erfolgten nur punktuell und haben die strukturelle und substanzielle Qualität des Ensembles nicht wesentlich geschmälert. Wichtige Baudenkmale wie zum Beispiel das Casino oder die Trinkhalle wurden in jüngerer Zeit vorbildlich restauriert, Parks und Grünanlagen werden fachgerecht gepflegt. Die Siedlungserweiterungen erstrecken sich in der Hauptsache nach Norden zum Rheintal, sodass auch die Einbettung des historischen Zentrums in die Landschaft gewahrt blieb.

Um die Nominierung einer Serie rechtfertigen und ihre Zusammensetzung begründen zu können, müssen die einzelnen Kurstädte zudem jeweils einen bestimmten inhaltlichen Beitrag beisteuern können. Das heißt, sie müssen Werte einbringen, die den Gesamtwert der Gruppe unterstützen, in den anderen Städten aus historischen Gründen aber unterrepräsentiert oder nicht vorhanden sind. Dieser besondere Anteil kann unterschiedlich begründet sein: entwicklungsgeschichtlich zum Beispiel, indem die Stadt in ihrer Gesamtheit einen Prototypen, einen charakteristischen Abschnitt oder ein Endstadium in der Ausformung der europäischen Kurstadt des 19. Jahrhunderts darstellt. Der individuelle Wert könnte auch in konzeptionellen Eigenheiten in Form außergewöhnlicher gestalterischer, funktionaler oder technischer Lösungen liegen, die innovativ und beispielgebend waren. Baden-Badens Beitrag ist in erster Linie typologischer Art, repräsentiert die Stadt doch eindrucksvoll den Typus der deutschen Spielbäder, die ihren Aufstieg im 19. Jahrhundert vorrangig dem Glücksspiel verdanken und damit eine besondere formale oder funktionale Variante der internationalen Kurstadt des 19. Jahrhunderts darstellen. Grundsätzlich müssen aber alle Städte, die an der Nominierung teilnehmen, eigenständig alle Kriterien für den „outstanding universal value“ nach den „Operational Guidelines“ erfüllen. Diese können unterschiedlich gewichtet sein und in unterschiedlicher Intensität und Qualität zutreffen; kein Kriterium beziehungsweise Merkmal darf jedoch vollständig ausfallen.



Ausblick

Eine Nominierung europäischer Kurstädte als Welterbe gemäß der Welterbe-Konvention der UNESCO erfordert es, von der universellen Bedeutung und dem Wert dieses Kulturerbes und dessen Charakteristika auszugehen und dann systematisch die Orte zu bestimmen, die das Phänomen bestmöglich dokumentieren und repräsentieren. Eine Vorgehensweise, bei der stattdessen versucht wird, für eine beliebige Gruppe am Welterbestatus interessierter Kurstädte einen inhaltlichen Rahmen zu finden und dieser eine Bedeutung zuzuschreiben, ist wenig Erfolg versprechend. Die Zusammensetzung der gegenwärtigen Bewerberstädte war von Anfang an ein Stück weit von Zufälligkeiten bestimmt. In der Zwischenzeit hat sich die als „Great Spas of Europe“ auftretende Gruppe engagierter Städte zudem nicht weniger zufällig mehrfach erweitert. Im April 2013 gehörten ihr aus Deutschland Baden-Baden, Wiesbaden und Bad Kissingen an, aus Tschechien das westböhmische Bäderdreieck mit Karlsbad, Marienbad und Franzensbad sowie das mährische Luhatschowitz, aus Belgien Spa, aus Frankreich Vichy, dazu Montecatini Terme in Italien und Bath in England. Und weitere Kandidaten drängen darauf, ebenfalls „mitmachen“ zu dürfen. Die jüngsten Erfahrungen mit seriellen Welterbeanträgen lehren jedoch, dass deren Umfang streng begrenzt und ihre Zusammensetzung wissenschaftlich begründet werden muss, um nicht den Verdacht zu erwecken, unter dem Deckmantel der Serie gleich mehreren europäischen Städten zum Welterbetitel verhelfen zu wollen. Daran wird gegenwärtig gearbeitet, und es bleibt zu hoffen, dass diese Arbeit zu einem fachlich nachvollziehbaren Ergebnis führt – im Interesse Baden-Badens und der europäischen Kurstädte, deren Bedeutung als Welterbe eigentlich außer Frage steht.

19 „Frühstück der Souveräne auf dem alten Schlosse in Baden-Baden“ anlässlich des Fürstentreffens 1860. Holzstich nach einer Zeichnung von C. Braun (Illustrierte Zeitung Nr. 891 vom 28. Juli 1860).

20 Iwan Turgenew: „Rauch“, erschienen 1867, deutsche Ausgabe von 1963. Umschlaggestaltung A. Liebig (Gustav Kiepenheuer Verlag, Weimar).





Literatur

Volkmar Eidloth (Hrsg.): Europäische Kurstädte und Modebäder des 19. Jahrhunderts. Internationale Fachtagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart und der Stadt Baden-Baden. Baden-Baden, 25.–27. November 2010, Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 24/ICOMOS – Hefte des Deutschen Nationalkomitees LI, Stuttgart 2012.

Katharina Hermann/Tamara Klemm/Markus Mayer: Internationalität in ausgewählten Kurstädten des 19. Jahrhunderts. Baden-Baden, Franzensbad, Karlsbad, Marienbad, Spa, Vichy, Wiesbaden. Abschlussbericht eines Forschungsprojektes im Auftrag des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg sowie der Landeshauptstadt Wiesbaden, Baden-Baden und Wiesbaden 2012.

Andreas Förderer: Playgrounds of Europe. Europäische Kurstädte und Modebäder des 19. Jahrhunderts. Vergleichsstudie im Auftrag der Stadt Baden-Baden, Baden-Baden 2010.

Deutsche UNESCO-Kommission et al. (Hrsg.): Welterbe-Manual. Handbuch zur Umsetzung der Welterbekonvention in Deutschland, Luxemburg, Österreich und der Schweiz, 2. Aufl., Bonn 2009.

Ulrich Coenen: Von Aquae bis Baden-Baden. Die Baugeschichte der Stadt und ihr Beitrag zur Entwicklung der Kurarchitektur, Aachen 2008.

Lubomir Zeman: West Bohemian Spa Triangle II. West Bohemian spas in the context of the European spa heritage, Karlovy Vary 2008.

Lubomir Zeman/Karel Kuča/Věra Kučová: West Bohemian Spa Triangle. Selected spas of West Bohemia to be nominated for inscription on the world heritage list, Karlovy Vary 2008.

Anke Ziegler: Deutsche Kurstädte im Wandel. Von den Anfängen bis zum Idealtypus im 19. Jahrhundert, Europäische Hochschulschriften, Reihe XXXVII Architektur 26, Frankfurt am Main 2004.

Dominique Jarrassé (Hrsg.): 2000 ans de thermalisme. Economie, patrimoine, rites et pratiques. Actes du colloque tenu en mars 1994 à Royat (Puy-de-Dôme), Thermalisme et Civilisation 4, Clermont-Ferrand 1996.

Wolf Deiseroth (Bearb.): Stadt Baden-Baden. Stadtkreis Baden-Baden, Ortskernatlas Baden-Württemberg 2.2, Stuttgart 1993.

Institut Français d'Architecture (Hrsg.): Villes d'eaux en France, Paris 1985.

Rossana Bossaglia (Hrsg.): Stile e struttura delle città termali, 3 Bde., Bergamo 1984–1986.

Rolf Bothe (Hrsg.): Kurstädte in Deutschland. Zur Geschichte einer Baugattung, Berlin 1984.

Rolf Gustav Haeberle: Geschichte der Stadt und des Kurortes Baden-Baden, 2 Bde., Baden-Baden 1969.

Robert Flechsig: Bäder-Lexikon. Darstellung aller bekannten Bäder, Quellen, Wasserheilanstalten und klimatischen Kurorte Europas und des nördlichen Afrikas in medizinischer, topographischer, ökonomischer und finanzieller Beziehung. Für Ärzte und Kurbedürftige, Leipzig 1883.

Das inhaltliche Konzept zu einer transnationalen seriellen Nominierung europäischer Kurstädte für das Welterbe der UNESCO, das dem Beitrag zugrunde liegt, hat der Verfasser gemeinsam mit Andreas Förderer und Dominique Jarrassé im März 2012 aufgestellt. Für die fruchtbare Zusammenarbeit sei beiden hier besonders gedankt.

Praktischer Hinweis

Informationen rund um den Antrag finden Sie unter www.kulturerbe-baden-baden.de

Diplom-Geograph Volkmar Eidloth
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Eine ganz besondere „Baustelle“ Die Veitskapelle in Stuttgart-Mühlhausen

Will man die 1380 gestiftete Veitskapelle in Stuttgart-Mühlhausen in einem Wort charakterisieren, versagen alle Schlagworte wie Kleinod, Schatzkästchen, Juwel, Kostbarkeit oder Perle. Sie ist so einzigartig, dass man nicht verstehen kann, dass diese Kirche den meisten Stuttgartern nicht einmal bekannt ist. Aus aller Welt erbitten Touristen einen Besichtigungstermin, doch aus Stuttgart Fehlanzeige. Dies scheint sich nun allmählich zu ändern, denn von 2010 bis 2012 wurde die Veitskapelle umfassend saniert und restauriert. Dabei haben Führungen, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit ein neues Bewusstsein in der Gemeinde und in der hiesigen Öffentlichkeit geschaffen. Ein Festakt im Februar 2013 schloss die langjährige Instandsetzung ab.

Dörthe Jakobs

Die Veitskapelle (Abb. 1) ist in der baden-württembergischen Denkmalpflege seit jeher eine besondere Größe. Bereits 1986 bis 1989 wurden hier die um 1510 entstandenen und überwiegend in ihrer originalen Fassung erhaltenen drei Altaraufsätze restauriert. Auslöser für gravierende Schäden an Holz und Fassungen war seinerzeit noch eine dauerhaft zu hoch betriebene Heizung. Auch die Wandmalereien und die baugebundene Ausstattung waren über die Jahre immer mal wieder im Blickfeld der Denkmalpflege, aber erst im Jahr 2007 konnte mit einer freiberuflichen Restauratorin eine Bestandsaufnahme der Wandmalereien auf den Weg gebracht werden. Allen war bewusst, dass die Restaurierung der Veitskapelle eine äußerst komplexe Aufgabe mit der Beteiligung zahlreicher Gewerke sein würde, deren Koordinierung ein logistisch schwieriges Unterfangen bedeutete.

Stiftung und Baugeschichte

Der Grundstein für die Kapelle wurde laut Inschrift am Nordportal im Jahr 1380 gelegt. Reinhart von Mühlhausen ist als Stifter der Kapelle ausgewiesen: „do man zalt von gottes geburt MCCCLXXX jar an dem mendag vor sant urbans dag wart dis capell angehebt von dem erb(ar)n man renhart von mühlhusen burger zuo prag“. Mitten in der Inschrift befindet sich unter einer Helmzier das Wappen der Herren von Mühlhausen: drei liegende Mühlsteine. Der Stifter der Kapelle entstammte dem Mühlhausener Ortsadel und war zusammen mit seinem Bruder Eberhard Bürger von Prag und im Auftrag Kaiser Karls IV. mit Finanzgeschäften betraut. Vermutlich sind beide Brüder in Prag reich geworden

und haben in ihrer Heimat aus Dankbarkeit und natürlich für ihr Seelenheil und zur Verehrung der böhmischen Nationalheiligen Wenzel, Sigismund und Veit die Kapelle gestiftet. Der ursprüngliche Altaraufsatz im Chor der Kapelle, der so genannte Prager Altar von 1385, zeigt mittig den hl. Wenzel zwischen Sigismund und Veit. Der aus einer führenden Prager Werkstatt stammende Altar ist seit 1902 in der Staatsgalerie Stuttgart zu besichtigen. An seinem ehemaligen Platz im Chor steht heute der um 1510 entstandene Veitsaltar (Abb. 2). Das Kirchenschiff mit rechteckigem Grundriss besitzt eine gotische Flachdecke und eine Empore von 1488 mit reichen Schablonenverzierungen. Im Westen schließt sich ein quadratischer Turm an das

1 Veitskapelle nach der Instandsetzung von Süden.





2 Innenansicht nach Osten nach der Restaurierung.

Schiff an. Der im Osten gelegene Chorraum hat eine Gewölbendecke mit Rippenbögen und weist einen polygonalen Grundriss auf.

Wandmalereien und Ausstattung

Die Wand- und Gewölbemalereien in der Veitskapelle entstanden vermutlich kurz nach der Weihe der Kirche ab 1385 bis in die vierziger Jahre des 15. Jahrhunderts und gehören zu den kunsthistorisch bedeutendsten Malereien Württembergs aus dieser Zeit.

Die Darstellung von Christus, Aposteln und Propheten mit Spruchbändern an der Chorbogenwand des Schiffs ist Teil der ältesten Ausmalungsphase nach 1385 (Abb. 3). Die Felder mit den Pro-

3 Wandmalereien im Schiff: Propheten auf der Ostwand nach der Restaurierung.



pheten erstrecken sich bis auf die östlichen Bereiche der Nord- und Südwand und sind teilweise von den zwei Baldachinen des 15. und 16. Jahrhunderts verdeckt, die sich in der nord- und südöstlichen Ecke des Schiffes befinden (vgl. Abb. 2). Den ältesten Darstellungen im Schiff folgte die inschriftlich auf das Jahr 1428 datierte Ausmalung im Chor (Abb. 4). Auf der Rückseite der Triumphbogenwand ist ein Jüngstes Gericht dargestellt, die Engel mit den Leidenswerkzeugen Christi in den sich anschließenden Segmenten des Gewölbes nehmen thematisch Bezug darauf. Nach Osten schließen sich eine Marienkrönung an sowie die Evangelistensymbole und die Darstellungen der Kirchenväter Augustinus, Ambrosius und Hieronymus. Dass Bernhard von Clairvaux hier den Platz von Gregor dem Großen einnimmt, gilt als eine ikonografische Besonderheit.

Das Jüngste Gericht auf der Westwand wird in den Bogenfeldern der Wandflächen nach Osten von einer Schutzmantelmadonna und von Petrus flankiert, der die Seligen ins Paradies einlässt. Die Schildbogenfelder zeigen Szenen aus dem Leben Marias: im östlichen Schildbogen gegenüber dem Jüngsten Gericht die Verkündigung, auf der Südseite die Heimsuchung und die Anbetung der Könige, auf der Nordseite das Verlöbnis Mariens mit Josef sowie der Mariertod. Im unteren Bereich folgen auf den drei östlichen Chorwänden Heiligendarstellungen, auf der Nord-, Süd- und Westwand die Veitslegende in zwei Registern. In einer der Bildszenen auf der Nordwand ist die Jahreszahl 1428 gemalt.

Im Kirchenschiff befindet sich ein ungewöhnlich



qualitätvoller Malereizyklus aus dem Leben Christi, der ehemals über 60 Bildszenen umfasste und um oder kurz nach 1440 entstanden sein dürfte (Abb. 5). Einen besonderen Schmuck bilden zudem die Altarbaldachine aus dem 15. und 16. Jahrhundert im Schiff mit ihren Bemalungen und den Altartabern.

Die verschiedenen Ausmalungen in der Veitskapelle sind von außerordentlicher kunsthistorischer Bedeutung, und jede Phase birgt für sich zahlreiche künstlerische und technologische Besonderheiten. Für die kunsthistorische Bewertung hat das Landesamt für Denkmalpflege zwei kunsthistorische Studien beauftragt.

Der lange Weg zur Restaurierung

Schon im Vorfeld waren umfangreiche Vorbereitungen für die Restaurierung der Veitskapelle zu treffen. Neben der restauratorischen Bestandsaufnahme zu den Wandmalereien im Jahr 2007 wurden Bestand und Zustand der beweglichen und der baugebundenen Ausstattung erfasst. Hierzu gehörten die drei Altaraufsätze, die hölzerne Decke, die Empore, die Totenschilde sowie die Epitaphien aus Stein und die Altarbaldachine. Es gab ein statisches Gutachten zu dem auf 1382/1383 dendrodatierten Dachwerk und dem Problem der sich vom Baukörper ablösenden Stützpfleiler. Neben einer Bauaufnahme veranlasste die Denkmalpflege zahlreiche weitere Untersuchungen zum Bestand im Innenraum und zum Außenputz, die Grundlage waren, um ein Konzept für die Gesamtrestaurierung auf den Weg zu bringen.

2010 wurde mit der Dachsanierung und der statischen Sicherung begonnen. Bevor die Wandmalereien in zwei Abschnitten – Chor und Schiff – in Angriff genommen werden konnten, fertigte der Fachbereich Baudokumentation des Landesamtes für Denkmalpflege in einer umfangreichen Kampagne Messfotos von allen Wandbildern und der Ausstattung an, die im Ergebnis unverzichtbare Plangrundlagen für die Dokumentation der Restauratoren bildeten.

Außenfassade

Eine weitere Dokumentationskampagne gab es 2011 nach Abnahme des Außenputzes (Abb. 6). In einem längeren Abwägungsprozess hatten sich

4 *Gewölbmalereien im Chor nach der Restaurierung.*

5 *Wandmalerei im Schiff, Bildszene der Hochzeit zu Kana nach der Restaurierung.*



6 Konservierung der historischen Außenputze, Kartierung der Maßnahmen (Grün: Mörtelfestigung, Rot: Randsicherungen, Blau: Mörtelinjektionen, im Sockelbereich Kompressenputz zur Entsalzung).



Denkmalpflege und Pfarrgemeinde für die Abnahme des Außenputzes von 1968 ausgesprochen. Das ergab sich vor allem aus konservierungstechnischen Belangen. Der Putz des 20. Jahrhunderts zeigte massive Ablösungserscheinungen von seinem Träger. In großen Teilen stand der Putz wie eine Schale abgelöst vom Mauerwerk. Injektionen von Mörtelsuspensionen zur Wiederanbindung des Putzes an den historischen Bestand waren aus verschiedenen Gründen zu verwerfen. Man hätte hiermit eine irreversible Verklebung eines neuzeitlichen Putzes mit den mittelalterlichen Putzresten in Kauf nehmen müssen, das heißt im Grunde genommen hätte man die Zerstörung der historischen Oberflächen bewirkt. Nach Abnahme des neuzeitlichen Putzes zeigten sich spektakuläre Befunde am gesamten Bau. Am Turm konnten bis auf die Westwand in fast allen Höhenlagen bauzeitliche Fugenputze in Form von Verbandelungen

nachgewiesen werden, bei denen die Steinköpfe sichtbar blieben. Am Schiff waren neben dem bauzeitlichen Fugenmörtel vor allem unterhalb der Traufe noch größere Flächen eines mittelalterlichen Putzes nachzuweisen.

Die Wirkung des Bauwerkes ohne Putz und mit den historischen Befunden hat die Sehgewohnheiten aller Beteiligten hinsichtlich eines romantischen Bildes der Vergangenheit stark beflügelt. Aber um das Schatzkästchen langfristig zu schützen, haben sich Denkmalpflege und Pfarrgemeinde auf eine Verputzung verständigt, wie es auch dem historischen Aussehen der Kirche entspricht. Eine langfristige Bewitterung der noch erhaltenen Oberflächen hätte zwangsläufig ihre Zerstörung bewirkt. Vor der Neuperputzung kam eine Konservierung der historischen Putzflächen zur Ausführung.

Für den Neuputz ist man mit einem Kalkputz nach mittelalterlicher Rezeptur noch einmal ungewöhn-

liche Wege gegangen. Möglich war dies nur dank eines Teams von hoch spezialisierten Fachleuten, die das Wissen um die Werktechniken pflegen und darüber hinaus in der Lage waren, diese auch handwerklich umzusetzen. Verfahrenstechnisch wurde ein Trockenlöschverfahren mit Zuschlagstoffen gewählt, das heißt der Stückkalk wurde mit regionalem Sand vor Ort auf der Südseite der Kirche gelöscht (Abb. 7). Dabei werden Stückkalk und Sand geschichtet und mit Wasser begossen. Nach Abdeckung und längerer Lagerung wird der Kalkmörtel dann vor Ort aufbereitet und auf der Baustelle von Hand auf die vorgeputzten Mauerwerksflächen aufgetragen. Eine umfangreiche Nachsorge der neu verputzten Flächen durch wiederholtes Anfeuchten des Kalkmörtels und der Schutz mit feuchten Jutetüchern vor Sonneneinstrahlung und Trockenheit ist ebenso Bestandteil der historischen Verfahrenstechnik wie der freskale Anstrich in Kalktechnik ausgeführte Anstrich. Die Entscheidung für einen handgefertigten Kalkmörtel nach historischem Verfahren war vor allem im Schutz der überlieferten historischen Mörtel begründet.

Das äußere Erscheinungsbild wird nicht nur durch den Putz bestimmt, sondern auch durch die zahlreichen Werk- und Ziersteinflächen wie Portale, Maßwerke und anderes, die ebenfalls konservierende Eingriffe erforderlich machten. Leider hat man bei der Sanierung der 1960er Jahre in sehr großem Umfang originale Steine ausgebaut und durch neue ersetzt, dies ist besonders an den Strebepfeilern und an den Eckausbildungen von Schiff und Turm offensichtlich.

Wandmalereien: Erhaltungszustand und Restaurierungsgeschichte

Was die Wandmalereien in der Veitskapelle, hauptsächlich im Chor, besonders auszeichnet, ist ihr Erhaltungszustand. Die Geschichte mittelalterlicher Wandmalereien ist in den nach 1517 reformierten Gebieten häufig leider auch eine Geschichte ihrer Zerstörung. In Südwestdeutschland erhielt die evangelische Bewegung den größten Zuwachs durch die Reformation Württembergs. Zahlreiche Kunstwerke fielen den Bilderstürmern der Reformation zum Opfer, Wandmalereien wurden übertüncht, da ihre liturgische Verwendung in der Theologie als abergläubischer Götzendienst und Ablenkung von der Frömmigkeit interpretiert wurde. Im 19. Jahrhundert und bis in die 1970er Jahre wurden diese Wandmalereien dann „wiederentdeckt“. Die mechanischen Freilegungen mit Metallgegenständen wie Messer, Klingen und Spachtel verschiedener Größen sowie Hammer und Meißel wurden damals mangels Sachkenntnis nicht mit der restauratorischen Sorgfalt von heute ausge-

führt, sodass sich die Spuren in den Malereien eingegraben haben. Auch war das Verständnis für diese künstlerischen Ausgestaltungen ein anderes. Was man durch mechanische Freilegung zerstörte, wurde wie selbstverständlich damals wieder erneuert. Im Ergebnis kann man sagen, dass alle mittelalterlichen Wandmalereien, die übertüncht waren und bis in die 1970er Jahre wieder freigelegt wurden, mehr oder weniger stark zerstört sind und meistens umfangreiche Übermalungen aufweisen. Von all diesen Zerstörungen blieb die Veitskapelle in Mühlhausen verschont. Die Malereien wurden hier nie übertüncht, da Mühlhausen nicht zu Württemberg gehörte und die Grundherren in ritterschaftlichen Gebieten wie zum Beispiel in Mühlhausen einen Bildersturm verhindert haben. Der Grund war, dass die Kunstwerke in den Kirchen meist Stiftungen aus den Familien eben dieser Grundherren waren. Damit ist der in der Veitskapelle in Mühlhausen überlieferte mittelalterliche

7 Bereich zur Mörtel-aufbereitung mit geschichtetem Stückkalk und regionalem Sand südlich der Kirche.

8 Untersuchung zu Bestand und Maltechnik mit einem Digitalmikroskop.



9 Die etwas andere „Baustelle“ mit hochwertigen Kunstwerken.



Bestand in dieser Form und in dieser Geschlossenheit von Raumgestaltung, Wandmalereien, Altären, Epitaphien usw. nicht nur in Baden-Württemberg einzigartig. Einem Wunder gleich hat die Kirche auch das verheerende Bombardement von 1943 überlebt, im Gegensatz zu der wenige Meter entfernten Walpurgiskirche.

Die bis auf eine komplexe Restaurierungsgeschichte weitgehend natürlich gealterten Malereien haben in der Summe von der Vorbereitung der Maßnahmen bis zu ihrem Abschluss dennoch konservierungstechnisch viel Aufwand bereitet. Mit der Bestandsaufnahme 2007 konnten zunächst einmal Zustand und Schäden an den Wandbildern erfasst und dokumentiert werden. In dem Zusammenhang wurden auch die Archivalien zur Restaurierungsgeschichte ausgewertet. Laut Ulrike Claviez wurden drei größere Restaurierungen durchgeführt, die sich auch am Objekt verifizieren lassen.

Anlass zur ersten Restaurierung in den Jahren 1874 bis 1880 war das bevorstehende 500-jährige Jubiläum der Kapelle. Eine zweite Restaurierung folgte in den Jahren 1948 bis 1952 und ist ausschließlich für den Chor belegt. Dabei kamen eine Reinigung mit einer „besonderen Reinigungsmasse“ zur Ausführung sowie eine partielle Fixierung der Malereien mit einer „Käsekalklösung“, in deren Folge wir heute mit Schimmel und Calciumoxalat als Stoffwechselprodukt von biogenem Befall zu tun haben.

1974 erfolgte eine Restaurierung der Wandmalereien im Schiff, die sehr ausführlich beschrieben wurde. Neben einer Reinigung der Wandmalereien mit Brot (!) und Radieschwämmen beklebte man während der Dacharbeiten die Wandmalereien vermeintlich zu ihrem Schutz mit Warmleim und Nesseltuch. Die Entfernung der Nesseltücher, deren Reste sich überall noch nachweisen ließen, er-

10 Engel aus dem Chorgewölbe, gemalt auf einer strukturierten Kalkschlemme.

11 Detail einer Hand im Chorgewölbe, deutlich sichtbar die strukturierte Kalkschlemme unter der Malerei.



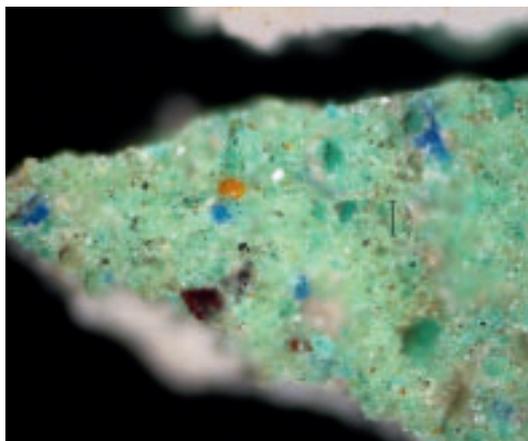
folgte mit heißem Wasser, Dampf und Bügeleisen. Auch die weiteren Maßnahmen klingen eher nach einem Martyrium denn nach einer fachgerechten Restaurierung. So versuchte man Schleierbildungen mit verdünnter Essigsäure zu reduzieren und fixierte die Malereien abschließend mit einer Kaseinlösung. Die in heutigen Ohren unglaublich klingenden Reinigungsmethoden haben gewaltige konservierungstechnische Probleme hinterlassen. Tatsächlich hat man bis in die 1970er Jahre und teils auch noch später Wandmalereien und Tafelgemälde mit Brot gereinigt. Man erinnere sich an warmes frisches Brot, aus dessen Weichteilen man diese wunderbaren Kügelchen wie Knetgummi formen konnte. Genau diese wurden wie Radiergummi zur Reinigung verwendet. Die hinterlassenen Krümel waren aber nicht nur ein wunderbares Medium für Pilze und Bakterien, sondern verursachten auch starke Spannungen und infolgedessen Malschichtabplatzungen.

Eine etwas andere „Baustelle“

Die jüngsten Restaurierungsmaßnahmen (2010–2012) im Innenraum der Veitskapelle wurden unter der Leitung des Fachgebietes Restaurierung des Landesamtes für Denkmalpflege von qualifizierten freiberuflichen Restauratoren der jeweiligen Fachbereiche ausgeführt. Die Koordinierung aller Maßnahmen sowie die Planung, Bauleitung und Konzeption von Technik und Gestaltungsdetails oblag einem freiberuflichen Architekturbüro. Zeitweise haben 20 Restauratoren aus den verschiedensten Fachbereichen (Konservierung von Wandmalerei/Architekturfassung, Stein, Gemälde, Skulptur, Glas u. a.) vor Ort gearbeitet. Vieles ist hier bei der Abstimmung der Abläufe zu bedenken. Die Altäre müssen während der Maßnahmen an den Wandmalereien geschützt werden, das Gerüst muss allen Ansprüchen einer „sauberen Baustelle“ genügen, da hier hochwertige und hochempfindliche Geräte wie Computer, Kameras und Mikroskope während der Restaurierung und zu Untersuchungs- und Dokumentationszwecken zum Einsatz kommen (Abb. 8).

Alle Maßnahmen an Decken, Emporen, Wänden und Gewölben inklusive statischer Sicherung sowie Bodenaufbau, Leitungsführungen, Heizung, Licht und vieles mehr müssen zeitlich aufeinander abgestimmt werden und jede Staubentwicklung sollte unterbunden werden. Umso dramatischer können dann Hiobsbotschaften wie eine Asbestbelastung in den ehemaligen und seit Langem nicht mehr betriebenen Heizungsschächten eine Baustelle zu ungewollter Ruhe kommen lassen, bis eine fachmännische Entsorgung erfolgt ist.

Dass eine Restaurierungsbaustelle keine gewöhnliche „Baustelle“ ist (Abb. 9), bedarf oft einer be-



12 Anhand kleinster Malschichtpartikel wurden Pigmentmischungen und Bindemittel mittels verschiedener Verfahren bestimmt: hier Malachit-ausmischung mit Anteilen von Azurit und Beimischungen von schwarzem Mangan-Eisenoxid und rotem Eisenoxid.

sonders intensiven Vermittlungsarbeit. Neben dem bereits erwähnten sauberen Gerüst dürfen auch keine Maßnahmen im Innenraum stattfinden, die Staub erzeugen. Im Grunde geht es darum, einen Rahmen zu schaffen, wie wir ihn aus Restaurierungsateliers kennen, in denen hochwertige Kunstwerke restauriert werden. Man muss sich nur vergegenwärtigen, dass die Wandmalereien und die Altäre sowie die restliche Ausstattung in einer Kirche nichts anderes sind als hochwertige und hochempfindliche Kunstwerke, wie sie sonst nur im Museum unter hohen Sicherheits- und Klimavorkkehrungen anzutreffen sind. Und natürlich werden die Kunstwerke im Museum auch vor Staub geschützt – oder hat man je gesehen, dass ein Restaurator die Mona Lisa stereomikroskopisch untersucht und daneben jemand Sandsteinplatten schneidet? Die gleichen Schutzvorkehrungen wie im Museum gilt es auch im Kirchenraum für Wandmalereien oder für die Ausstattung zu treffen, ohne Letztere dem Risiko belastender Transporte auszusetzen.

Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen

Das Spektrum der erforderlichen Konservierungs- und Restaurierungsmaßnahmen war entsprechend der verschiedenen Schadensphänomene sehr groß. Neben der Abnahme von Verschmutzungen mittels spezieller Reinigungsverfahren standen Sicherungsmaßnahmen an aufstehenden und schwach gebundenen Malschichten und Tüncheschichten an. Ein besonderes Problem bildete die Behandlung von Schimmelsporen und von Zutatens aus früheren Restaurierungsphasen sowie die Entfernung von unsachgemäßen Mörtelergänzungen. Die Gewölberippen hatten sich durch Baubewegung verschoben und mussten mit Gewindestäben rückverankert werden. Alle Gewölbekappen waren durchweg abgerissen vom Wandbereich, hier erfolgten umfangreiche Kittungen von Fehlstellen. Auch der Malereimörtel hatte sich in Teilen vom Mauerwerk gelöst, sodass mittels Injektionen eines



mineralischen Klebmaterials eine Verfüllung von Hohlstellen und somit eine Wiederanbindung der Putze an das Mauerwerk erfolgen musste. Weiterhin gab es Altretuschen zu reduzieren, neue Retuschen sehr zurückhaltend und nur auf Fehlstellen beschränkt auszuführen und zahlreiche weitere konservierungstechnische Probleme zu bewältigen.

Maltechnik

Im Zuge der Restaurierung wurde auch die Maltechnik der Wandmalereien untersucht. Demnach handelt es sich nicht um klassische Fresken. Bei Fresken werden die Pigmente in der Regel ohne Bindemittel in den frisch aufgetragenen Kalkputz, also „al fresco“, aufgemalt. Hier haben wir es aber mit einer 1380 gestifteten Kirche zu tun, deren Dachwerk 1382/1383 aufgeschlagen war. Wenig später wird auch die Verputzung im Innenraum erfolgt sein. Die Ausmalungen im Chor entstanden aber erst über 40 Jahre später, sodass sie eben nicht mehr in den frischen Putz ausgeführt werden konnten (Abb. 10; 11), sondern auf einer eigens für die Malerei aufgetragenen, sehr dicken Kalkschlemme unter Zugabe von organischen Bindemitteln. Anhand kleinster Malschichtpartikel wurden außerdem naturwissenschaftliche Untersuchungen zu den Pigmentmischungen und Bindemitteln mittels verschiedener Verfahren durchgeführt (Abb. 12). Sehr viel Aufschluss brachten auch die Untersuchungen mit einem Digitalmikroskop aus der Restaurierungswerkstatt des Landesamtes für Denkmalpflege (vgl. Abb. 8).

Auch die gesamte Ausstattung wurde einer Oberflächenreinigung und einer Überprüfung des Erhaltungszustandes unterzogen. Dabei konnte vor

allem festgestellt werden, dass sich die Konservierungsmaßnahmen der 1980er Jahre an den Altären bewährt hatten, es also kaum neue Schäden zu verzeichnen gab. Der gute Erhaltungszustand der Ausstattung zeigt auch, dass die Kirchengemeinde die Heizung seit den 1980er Jahren sehr zurückhaltend nutzt.

Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, das Land Baden-Württemberg und das Bundesministerium für Kultur und Medien (Denkmalschutzsonderprogramm) unterstützten die knapp 1,9 Millionen teuren Gesamtmaßnahmen an St. Veit mit Fördermitteln in Höhe von knapp 900 000 Euro.

Alle Maßnahmen sind umfangreich für die Nachwelt dokumentiert. Zudem konnten verschiedene Arbeitsabläufe und die „Baustelle besonderer Art“ in Filmsequenzen festgehalten werden (Abb. 13). Die Denkmalpflege plant gemeinsam mit den beteiligten Restauratoren, Architekten, Kunsthistorikern, Bauforschern und anderen bis zum Jahresende eine Dokumentation zusammenzustellen, die im Frühjahr 2014 als Buch vorliegen soll. Hierzu wird es dann dank der filmischen Dokumentation der Restaurierung auch einen Begleitfilm als DVD im Buch geben. Damit hoffen wir, neue Wege in der Vermittlungsarbeit zu gehen und eine positive Resonanz in der Öffentlichkeit zu erzielen.

Literatur und Quellen

Anja Brodbeck, Restauratorische Voruntersuchung (MS Stuttgart, Archiv LAD, 2007).

Ute Fessmann: Die Veitskapelle und der Prager Altar, eine Stiftung des Reinhart von Mühlhausen, in: Kunst in Stuttgart, Epochen, Persönlichkeiten, Tendenzen, hg. von Dietrich Heißenbüttel, Stuttgart 2013, S. 28–43.
Ute Fessmann: Die Wandmalerei der Veitskapelle in Stuttgart-Mühlhausen. Der Apostel- und Prophetenzyklus. Die Chorausmalung (MS Stuttgart Archiv LAD, 2013).

Inga Falkenberg: Die Wandmalerei der Veitskapelle in Stuttgart Mühlhausen. Die Ausmalungen im Kirchenschiff (MS Stuttgart Archiv LAD, 2013).

Veitskapelle Stuttgart-Mühlhausen 1380–1980, hg. von der Ev. Kirchengemeinde Stuttgart-Mühlhausen, Red. Eberhard Gutekunst, Stuttgart-Mühlhausen 1980.
Ulrike Claviez: Die Wandmalereien der Veitskapelle in Stuttgart-Mühlhausen, Diss. Tübingen 1976.

Praktischer Hinweis

Öffnungszeiten und weitere Informationen finden Sie unter www.veitskapelle.de

Dr. Dörthe Jakobs
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Süffige Sommerfrische Bierkeller im Landkreis Heidenheim

Im Gegensatz zum sonstigen Weinland Württemberg spielt im Osten des Landes, auf dem Albuch und dem Härtsfeld, das Bier als alkoholisches Getränk die Hauptrolle. Neben stattlichen Brauereigasthöfen hat sich im Landkreis Heidenheim eine ganz besondere Denkmalgattung erhalten, die so genannten Bier- oder Sommerkeller. Ihre Funktion reicht vom Lagern des Bieres in den Sommermonaten bis zum Ausschank an Ort und Stelle als einstiges Freizeitvergnügen auf dem Lande. Im Zuge des Brauereisterbens drohen ihnen Verfall und Verlust, neue Nutzungen sind also gefragt.

Martin Hahn

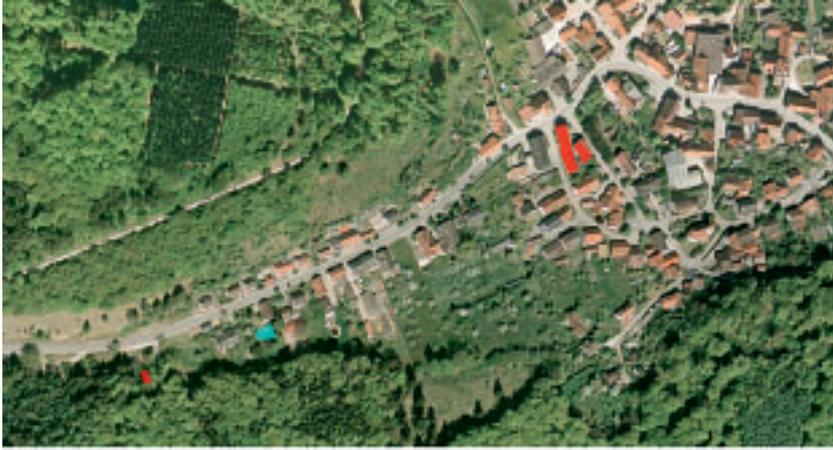
Schon aus rein klimatischen Gründen dürfte der Weinbau im Brenztal und auf dem Härtsfeld wohl nie eine große Rolle gespielt haben. Zwar nennt die Beschreibung des Oberamts Heidenheim von 1844 Flurnamen als mögliche Hinweise auf den einstigen Weinbau, der Kreis Heidenheim gilt aber eher als „Wiege des altwürttembergischen Brauwesens“ (Der Landkreis Heidenheim, 1999). Als ein wichtiger Kernpunkt der Entwicklung muss die Klosterbrauerei in Königsbronn angesehen werden, aber auch andere Brauereien wie in den Städten Heidenheim, in Giengen an der Brenz sowie in den Dörfern auf dem Lande, haben eine lange Tradition vorzuweisen (Abb. 1). Die Oberamtsbeschreibung nennt für die Mitte des 19. Jahrhunderts ausdrücklich die Bierbrauer als wichtiges Gewerbe, „81 an der Zahl, die meistens gute Biere fabricieren, von denen jedoch der größere Theil nicht ausgeführt, sondern im Bezirk selbst konsumirt wird.“

Vom Kühlen und Lagern

Bis Mitte des 19. Jahrhunderts endete die Brausaison im Frühjahr. Im Sommer wurde aus hygienischen Gründen nicht mehr gebraut, mit der Folge, dass es gerade in der durstreichen Jahreszeit zu Engpässen kam. Erst mit der Umstellung vom obergärigen (wenig haltbaren) auf das untergärige (bis in den Sommer haltbare) Bier, die in Süddeutschland zu Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzte, konnte der Bierkonsum bei entsprechender Lagerung bis in den Sommer hinein sichergestellt werden. Das stärker gehopfte und eingebraute untergärige Sommer-, Märzen- oder Lagerbier benötigte dafür so genannte Sommer- oder Bier(lager)keller, die mit den Brauereien damit in direktem historisch-funktionalen Zusammenhang stehen. Erst die Einführung der modernen Kältetechnik nach den Erfindungen Carl von Linds ab den 1870er Jahren, die sich auf dem Lande freilich



1 Ehemalige Schlossbrauerei in Stetten ob Lontal von 1831.



2 Ortsplan von Fleinheim mit Kartierung und Abbildungen von Lagerkeller, Eisweiher und Gasthaus Zum Schwanen (v.l.n.r.).

erst viel später durchsetzte, hat die Bierproduktion und -lagerung nochmals revolutioniert und völlig von den Jahreszeiten unabhängig gemacht. Um die Produktion des „Sommer“-Bieres haltbar einlagern zu können, brauchte jede Brauerei im 19. Jahrhundert also einen „Sommer“-Keller.

Die Lage der Keller orientiert sich vor allem an den geologischen und topografischen Gegebenheiten: Sie sollten möglichst einfach zu erstellen sein und im Sommer möglichst kühl bleiben. Deshalb befinden sie sich oft außerhalb der Ortschaften in Alleinlage an geeigneten schattigen Stellen in der Flur. Da der auf der Alb vorherrschende Kalkstein eine bergmännische Anlage als Felsenkeller erschwerte, gibt es im Kreis Heidenheim vorwiegend gemauerte Gewölbekeller in offener Bauweise, in der Regel an einem leichten Hang zur besseren Entwässerung des schmelzenden Natureises. Die meist tonnengewölbten Keller wurden im 19. Jahrhundert nämlich im Winter noch zusätzlich mit Eisblöcken gefüllt, die man aus nahe gelegenen zugefrorenen Seen oder Flüssen heraus sägte oder von so genannten Eisgalgen „erntete“, um einen

3 Der Erich-Keller im fränkischen Erlangen bei der so genannten Bergkirchweih.

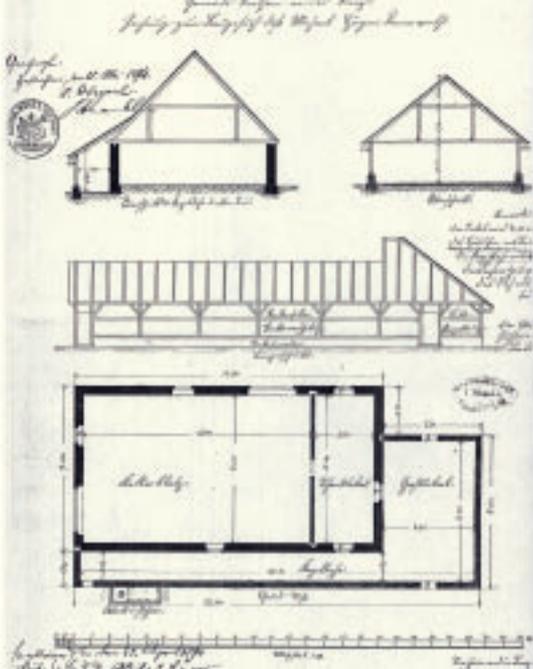
4 Der Sommerkeller am Galgenberg bei Dunstelkingen mit seinem umfangreichen Baumbestand.

größeren Kühleffekt zu erhalten. Eisgalgen waren Gerüste, auf denen das Wasser zu Eiszapfen gefrieren konnte. Der enge räumliche und funktionale Zusammenhang zwischen Brauerei, Eisweiher und Lagerkeller ist besonders eindrucksvoll in Fleinheim (Gemeinde Nattheim) bei der Schwanenwirtschaft erhalten. Das alte Gasthaus von 1802 wurde 1855 durch eine Brauerei erweitert. Einige hundert Meter westlich befindet sich der einstige Eisweiher, nur wenige Meter weiter der ehemalige Lagerkeller mit dem typischen darüber befindlichen Kellerhaus in einem geschützten schattigen Hanggrundstück (Abb. 2). Mit dem eingelagerten Eis kann die naturgemäß tiefere Temperatur in den Kellern bis in den Sommer konstant bei circa 8 °C gehalten werden. Zur besseren Isolierung diente neben dem bedeckenden Kellerhaus oft auch eine Erdaufschüttung über den Kellern. Diese Erdpackungen sind heute ebenso ein typisches Kennzeichen wie die häufig vorhandenen Baumpflanzungen: Kastanien oder Linden sollten durch ihre Beschattung einen weiteren Kühleffekt bringen (Abb. 4).

Vom Genießen und Erfrischen

Die schattigen Kastanienhaine künden aber vor allem von der zweiten wichtigen Funktion der Bierlagerkeller, dem Ausschank vor Ort. Statt den Transportweg zurück in die Gastwirtschaften im Dorf auf sich zu nehmen, wurde es im ersten Drittel des 19. Jahrhundert immer üblicher, das Bier in der warmen Jahreszeit direkt vor Ort bei den Sommerkellern zu konsumieren. Diese Tradition des „auf den Keller Gehens“, das heißt die Sommerfrische bei frischem Bier und Brotzeit im Umfeld eines Bierkellers auf dem Lande, ist heute noch in Franken, insbesondere im Umland von Bamberg und Erlangen, aber auch im Ries beziehungsweise im südlichen Mittelfranken ein beliebtes Sommervergnügen (Abb. 3). Auch im Kreis Heidenheim ha-





ben die Bierkeller diesem Zweck gedient, wobei nicht jeder Lagerkeller auch Sommerschankstätte war. Neben den schattenspendenden Bäumen gehörte zur klassischen Ausstattung eines solchen Sommerkellers oft auch eine hölzerne Schankhütte mit dekorativer Lattenvergitterung. Standardprogramm des ländlichen Freizeitvergnügens war zudem eine Kegelbahn, wie sie in einem frühen Beispiel schon 1754 auf dem fürstlichen Sommerbierkeller im bayerischen Oettingen (Landkreis Donau-Ries) archivalisch nachgewiesen werden kann und wie sie beim Sommerkeller des Gasthauses Lamm am Ortsrand von Sontheim an der Brenz noch erhalten ist (Abb. 5). Das Kegeln scheint im 19. Jahrhundert in Mode gewesen zu sein, vermerkt doch die Oberamtsbeschreibung von 1844: „Das Kegelspiel, zu Zeiten um ausgesetzte Preise, z. B. Gänse, ist ein beliebtes Vergnügen der jüngeren Leute“. Somit war der Sommerkeller nicht nur ein Ort des Bierkonsums, sondern bot auch ein Freizeitvergnügen für den ländlichen Raum, das allen Bevölkerungsschichten offenstand und zum festen Bestandteil des Alltagslebens der

ländlichen Gesellschaft im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert wurde.

Die schon erwähnte charakteristische Solitärage außerhalb des Ortes hat bei den Sommerkellern in Ballmertshofen und Dunstelkingen (beide Gemeinde Dischingen) eine besondere Vorgeschichte: So wurde der Sommerkeller in Ballmertshofen 1840 an der Stelle einer im 14. Jahrhundert errichteten und später abgegangenen Kapelle mit Friedhof gebaut, wovon ein Bildstock mit Statue des hl. Gotthard am Kellerhalsgebäude noch heute kündet; der Sommerkeller in Dunstelkingen liegt im Gewann „Galgenberg“, also an einer mutmaßlichen alten Richtstätte (Abb. 4; 6).

Nicht ganz solitär, weil mit der Kapelle Großer Herrgott und dem fürstlichen Jagdzeughaus ein Trio bildend, steht der Eglinger Keller, südlich des gleichnamigen Dorfes Eglingen (Gemeinde Dischingen), in dessen Schloss im 18. Jahrhundert eine Brauerei eingerichtet wurde (Abb. 7). Das besonders stattliche, mit großen Bierlagerkellern ausgestattete Gebäude unter mächtigen Lindenbäumen wurde zeitgleich mit dem benachbarten

5 Der Sommerkeller des Gasthofs Lamm bei Sontheim an der Brenz mit den Plänen zu seiner 1894 errichteten Schanklaube mit Kegelbahn.

6 Ballmertshofener Sommerkeller mit einem Bildstock des hl. Gotthard.

7 Eglinger Keller, 1768/1770 im Auftrag des Fürstenhauses Thurn und Taxis erbaut.





8 Lagerkeller bei Dettingen am Albuch mit deutlichen Bauschäden.

Jagdzeughaus vom Baumeister Joseph Dossenberger d.J. 1768 bis 1770 im Auftrag der Fürsten von Thurn und Taxis gebaut. Mit der Errichtung des „schönen großen Braunbierkellers“ (zeitgenössische Quelle) zeigte das Regensburger Herrscher-geschlecht im 18. Jahrhundert im Brauwesen ebenso (gast)wirtschaftliches Engagement wie die Fürsten von Oettingen-Wallerstein mit ihren Kellerwirtschaften im nahen Oettingen (1754) und Wallerstein (1774).

Historische Vorläufer solcher Bierlagerkeller finden sich zwar schon im Mittelalter: Im Nürnberger Burgberg sind bereits für das 14. Jahrhundert Felsenkeller archivalisch belegt. Ihre Blütezeit erlebten die Sommerkeller in den ländlichen Regionen allerdings erst im 19. Jahrhundert, als auch auf dem Lande zahlreiche kleinere Brauereien entstanden, die Brauweise auf das untergärige Bier umgestellt wurde und neue gesetzliche Regelungen den Vertrieb erleichterten. Im benachbarten Bayern nahm die Entwicklung vor allem mit dem „Minutover-

schleiß“ von 1812 einen rasanten Aufstieg, als der Gesetzgeber den Verkauf von Bier direkt ab Brauerei, das heißt auch ab Lagerkeller erlaubte. Die meist im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts angelegten Sommerkeller im Kreis Heidenheim wurden überwiegend schon zu ihrer Bauzeit als Lager und zugleich als Schankwirtschaft geplant (Abb. 11).

Verfall und Verluste

Mit der flächendeckenden Einführung moderner Kühltechnik sowie einem Konzentrationsprozess im Brauereiwesen in der Zeit um 1900 gaben die ersten Landbrauereien auf, und die Sommerkeller verloren ihre Funktion. Manchmal wurde zumindest der Schankbetrieb noch eine Weile aufrechterhalten. Aufgrund des weiter fortschreitenden Brauereisterbens, vor allem aber mit geänderten Konsumgewohnheiten und einem neuen Freizeitverhalten – als Stichworte seien nur Flaschenbier, Kühlschrank und die zunehmende Motorisierung zu nennen – wurden nach dem Zweiten Weltkrieg die verbliebenen Sommerkeller nach und nach aufgegeben. Mit der Nutzungsaufgabe setzte auch der Verfall ein. Bisweilen sind die Kellerhäuser schon ganz verschwunden wie beim Gasthaus Zum Schwanen im kleinen Weiler Küpfendorf (Gemeinde Steinheim am Albuch), wo lediglich Reste des Kellers im Gelände überdauert haben. In Heidenheim wurden der Felsenkeller am Ottilienberg sowie der Bierkeller der einstigen Pflugwirtschaft an der Alten Ulmer Straße schon um 1900 mit Wohnhäusern überbaut, sie wichen somit der fortschreitenden Stadtentwicklung der damals florierenden Industriestadt.

Um viele der Sommerkeller steht es heute schlecht: Die Keller in Dettingen am Albuch (zum ehemaligen Gasthaus Zum Löwen) oder in Sontheim an

9 Der vom Abbruch bedrohte Sommerkeller der Brauerei zum Roten Ochsen bei Sontheim an der Brenz im Jahr 2010.





der Brenz (zum ehemaligen Gasthaus Zum Roten Ochsen) dienen als Beispiele des baulichen Niedergangs (Abb. 8–9).

Neuanfang in Sontheim an der Brenz

Der letztgenannte Keller gehört zum traditionsreichen Gasthaus Roter Ochsen, das zentral an der Hauptstraße in Sontheim liegt (Abb. 10). Gasthaus und Brauerei wurden 1848/1849 anstelle eines Vorgängers neu erbaut, der an der Landstraße nach Niederstotzingen liegende Sommerkeller wohl schon 1839. Zusammen stellen sie ein in seltener Geschlossenheit überliefertes Beispiel eines stattlichen dörflichen Brauereigasthauses mit Sommerkeller dar und sind in Sachgesamtheit ein Kulturdenkmal. Neben dem Ochsenkeller gab es in Sontheim auch den benachbarten Lammkeller sowie drei weitere Sommerkeller zu den immerhin acht (!) Gastwirtschaften im Ort. 1998 wurde die Rot-Ochsen-Brauerei aufgegeben und damit auch



10 Brauerei und Gasthof zum Roten Ochsen in Sontheim an der Brenz, historische Aufnahme mit Bierkutsche.

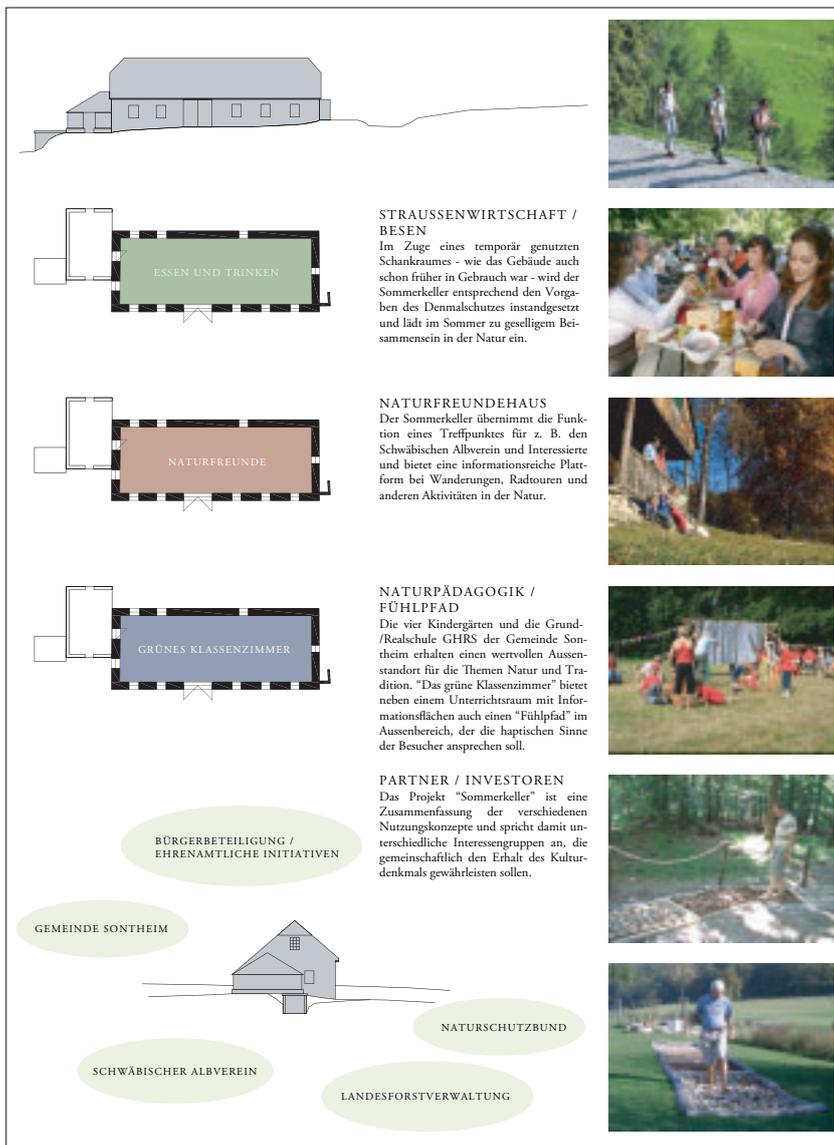
11 Biertrinken am Sontheimer Ochsenkeller, historische Aufnahme.

der Sommerkeller. 2010 war er in so schlechtem baulichen Zustand und seit Jahren von Vandalismus bedroht, sodass schließlich vom Alteigentümer ein Abbruchantrag eingereicht wurde (Abb. 9).

Der lang gestreckte, schlichte Massivbau des Sommerkellers besitzt ein Krüppelwalmdach sowie ein tiefes, in drei Abschnitte geteiltes Tonnengewölbe zur Eislagerung, Bierlagerung und -gärung. Die 1880 angebaute hölzerne Schankhütte mit Kegelbahn war 2010 schon zum Teil abgegangen, die typischen Kastanien rund um den Sommerkeller sind aber erhalten geblieben. Das Dach war an vielen Stellen schadhafte, ebenso das Mauerwerk. Die Denkmalbehörden hätten aufgrund des desolaten Bauzustandes sowie Unzumutbarkeit der Erhaltung den Abbruch wohl genehmigen müssen. Angesichts dieser fast ausweglosen Situation skizzierte das Landesamt für Denkmalpflege 2011 in einer kleinen Machbarkeitsstudie mögliche neue Nutzungen für das Gebäude (Abb. 13). Die Wieder-

12 Der Sontheimer Ochsenkeller während des Umbaus zum Ferienhaus, 2013.





genten, vormalig zugemauerten Lüftungsöffnungen sind nun wieder frei. Vieles musste jedoch aufgrund des maroden Bauzustandes zwangsläufig erneuert werden wie zum Beispiel die Tore, die Dachdeckung oder die Fenster. Insgesamt erfolgten damit zwar einige Eingriffe in das überlieferte Erscheinungsbild, und die historische Substanz konnte nicht vollständig erhalten werden, der Sommerkeller bleibt aber in seiner grundsätzlichen historischen Funktion und Gestalt ablesbar und als Kulturdenkmal erkennbar (Abb. 12).

Neue Chancen für die Sommerkeller?

Die Sommerkeller sind wichtige geschichtliche Dokumente des Brauwesens und der Freizeitkultur des 19. Jahrhunderts auf dem Lande und damit trotz ihres unscheinbaren Äußeren bedeutende Relikte in der Kulturlandschaft des „Bierlandkreises“ Heidenheim. Das Beispiel Sontheim an der Brenz macht Hoffnung, dass für diese bedrohten, aber regionaltypischen Kulturdenkmale Chancen für eine neue Nutzung und damit eine bauliche Rettung möglich sind. Die Umnutzung zum Ferienhaus ist deshalb trotz der erforderlichen Eingriffe in die historische Bausubstanz und das Erscheinungsbild eine Erfolgsgeschichte für diese schwierige Denkmalgattung. Eine „Renaissance der Sommerkeller“, wie sie in den 1980er Jahren in Bayern einsetzte, ist im Kreis Heidenheim jedoch noch ein Desiderat. Es bleibt zu hoffen, dass sich für die verbleibenden Keller neue Nutzer finden, die vielleicht auch die Tradition der Sommerkeller wiederaufnehmen – Attraktionen, die sicher auch touristische Anziehungspunkte im Landkreis wären.

Literatur

- Thomas Gunzelmann: Bierlandschaft Bayern: Keller als historische Orte des Konsums, in: Siedlungsforschung: Archäologie – Geschichte – Geographie 28/2010, Bonn 2010, S. 7–53.
- Matthias Fieder: Eisgekühlter Gerstensaft – Der Bau von Bierkellern und die Natureisgewinnung, in: Flüssiges Brot: Bier, Brauereien und Wirtshäuser in Schwaben [Begleitheft zur Ausstellung im Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld vom 21. März bis 10. Oktober 2010], Oberschönenfeld 2010, S. 42–47.

Praktischer Hinweis

Am Tag des offenen Denkmals ist der Ochsenkeller in Sontheim an der Brenz von 13–17 Uhr geöffnet.

Dr.-Ing. Martin Hahn
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

13 Nutzungsvorschläge für den Sontheimer Ochsenkeller, 2011.

aufnahme eines schlichten sommerlichen Schankbetriebes, die Nutzung als „grünes Klassenzimmer“ für Kindergarten oder Schule oder die Verwendung als Naturfreundehaus wurden angedacht, allerdings fand sich kein Betreiber beziehungsweise Finanzier. Die Gemeinde Sontheim konnte das Projekt – zusätzlich zur aufwendigen, zeitgleich stattfindenden Schlosssaniierung – nicht stemmen. Mit einem engagierten Ehepaar aus dem Ort kam schließlich 2011 die Wende für den Sontheimer Sommerkeller: Nun ist die Umnutzung als Ferienhaus in attraktiver Lage im sonst nicht neu bebaubaren Außenbereich beabsichtigt. Konservatorisches Konzept ist der Erhalt der charakteristischen Solitärage des Sommerkellers im Kastanienhain, die Minimierung von Eingriffen in die Außenwände und das Dach zur zusätzlichen Belichtung und auch der Erhalt der Großzügigkeit des Grundrisses im Inneren. Während der Dachstuhl zimmermannsmäßig instand gesetzt werden konnte, musste die völlig durchgefaltete Laube nahezu komplett erneuert werden. Der große Keller ist original erhalten, seine intelli-

„Metropole des Grünkerns“

Die Grünkerndarren in Altheim – ein einzigartiges landwirtschaftliches Ensemble

Am südlichen Ortsrand von Altheim (Walldürn) zeugen 14 Grünkerndarren eindrucksvoll von einer landwirtschaftlichen Tradition, die für das Bauland von herausragender Bedeutung ist. Grünkern ist frühreif geernteter Dinkel, der durch anschließendes Trocknen haltbar gemacht wird. Die Herstellung von Grünkern war für die wirtschaftlich benachteiligte Region rund 100 Jahre lang eine wichtige Nahrungs- und Einkommensquelle. Zeitweise brachte sie dem Bauland sogar eine Monopolstellung in diesem Wirtschaftszweig ein. Nach über 20 Jahren kontinuierlicher Sanierung ist nun das Darrenensemble weitestgehend wiederhergestellt. Dies ist in erster Linie das Verdienst des Heimatvereins Altheim, der neun der 14 Darren in vorbildlicher Weise vor dem Verfall gerettet und in einer Darre sogar ein Museum eingerichtet hat, das über die Geschichte, Herstellung und Bedeutung des Grünkerns anschaulich informiert.

Ruth Cypionka

Das Bauland oder Madonnenländchen

Altheim, ein Ortsteil von Walldürn, liegt inmitten des so genannten Baulands, einer Landschaft, die sich zwischen Odenwald, Tauber, Jagst und Neckar erstreckt und größere Teile des Main-Tauber-Kreises und Neckar-Odenwald-Kreises einnimmt.

Als geografische Randregion in Baden, klimatisch und wirtschaftlich benachteiligt, ringen deren Bewohner seit dem 19. Jahrhundert um ihre Identität, was sich auch in den verschiedenen Landschaftsbezeichnungen niederschlägt. Von Odenwald, Hinterer Odenwald, Badisches Hinterland, Badisches Frankenland über Badisch Sibirien bis Bauland und Madonnenländchen reichen die Namen und konnotieren damit nicht nur positive Aspekte der Region.

In der Antike spielte das Gebiet eine Rolle, als die Römer ihren Vorderen Limes zogen und hier das Römische Reich gegen die Germanen verteidigten. Heute besitzt die Region daher mit dem Limes ein Kulturdenkmal mit Weltkulturerbestatus. In späteren Jahrhunderten teilten sich die Kurfürsten von Heidelberg und Mainz, der Fürstbischof von Würzburg und die Grafen von Wertheim das Gebiet. Es hatte also zwei geistliche und zwei weltliche Herren, unter denen es sich abseits von den politischen Zentren gut leben ließ. 1806 kam der Landstrich zum neuen Großherzogtum Baden. Durch diesen Verwaltungsakt wurde er zu einem wirklichen Hinterland, denn man gliederte ihn Baden nur an, ohne ihn organisch einzugliedern. Damit

rissen alte Verbindungen nach Mainz und Würzburg ab, ohne dass neue hergestellt wurden.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren die wirtschaftlichen Verhältnisse der vorwiegend landwirtschaftlich geprägten Region miserabel. Die 1817 einsetzende agrarische und ökonomische Krise erreichte 1846/1847 ihren Höhepunkt. Der hintere Odenwald wurde gar Notstandsgebiet. Zwar war die badische Regierung bemüht, die Landwirtschaft zu verbessern; die ergriffenen Maßnahmen führten jedoch nur zu einer sehr langsamen Aufwärtsentwicklung.

Große Hoffnungen knüpfte die Bevölkerung an den Bahnanschluss. 1866 wurde die Odenwaldbahn von Heidelberg über Meckesheim, Mosbach, Osterburken und Lauda nach Würzburg eröffnet.



1 Historische Aufnahme der Darren am Schaltalweg.





2 Lageplan: das Darrenensemble am südwestlichen Rand von Altheim.

Der südliche Odenwald wurde aber erst 1905 mit der Lokalbahn von Mosbach nach Mudau einbezogen. Der erhoffte wirtschaftliche Aufschwung durch eine verbesserte Verkehrsanbindung blieb jedoch aus. Erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sollten sich die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse grundlegend ändern. Heute wird die Region allgemein als „Bauland“ bezeichnet, ein Begriff aus dem 17. Jahrhundert, der zunächst als Untergliederung des Odenwaldes das kultivierte Anbau- und Ackerland vom reinen Waldland abgrenzte, bevor er als eigenständige Landschaftsbezeichnung verwendet wurde. Geografisch in etwa identisch mit dem Bauland ist das so genannte Madonnenländchen, eine Bezeichnung, die auf ein Zitat aus dem 1927 erschienenen Roman „Peter Brunnkant“ von Eris Busse zurückgeht, das einen bedeutsamen kulturgeschichtlichen Aspekt der Landschaft auf den Begriff brachte. Denn das Badische Frankenland ist bis heute in besonderer Weise von einer Volksfrömmigkeit geprägt, deren sichtbare Ausdrucksformen neben den prachtvollen Pfarrkirchen und zahlreichen Hausmadonnen die landschaftsprä-

genden Bildstöcke darstellen. Die Bildstöcke tragen erheblich zur Identifikation der Bevölkerung mit ihrer Region bei.

Neben den religiösen Kleindenkmälern wird das Bauland mit der Grünkernproduktion assoziiert, die geradezu zum Synonym dieses Landstrichs geworden ist. In der Tat war das Bauland zeitweise die einzige Region der Welt, die Grünkern produzierte. Das Städtchen Altheim erwarb sich sogar den Ruf einer „Metropole des Grünkerns“. Besonders in dem von Armut und Elend geprägten 19. Jahrhundert kam der „Erfindung“ des Grünkerns im Bauland und in Altheim eine wesentliche Bedeutung für die Verbesserung der dortigen Lebensverhältnisse zu.

Geschichte des Grünkerns

Der Grünkern, auch „badischer Reis“ genannt, ist das in der „Milchreife“, das heißt halbreif, geerntete und künstlich getrocknete Korn des Dinkels. Der Anbau von Dinkel sowie die Technik des Darrens waren bereits in ur- und frühgeschichtlicher Zeit in ganz Europa verbreitet. Der Grünkern verdankt seine „Entdeckung“ wohl einer Reihe von Missernten und Hungersnöten, die die Bauern dazu brachte, den Dinkel, um ihn vor dem Verderben zu bewahren, vor der Ausreifung zu schneiden und anschließend durch Trocknen (Dörren) haltbar zu machen.

Die erste urkundliche Erwähnung des Grünkerns stammt aus dem Jahr 1660 aus einer Kellereirechnung des Klosters Amorbach. Er wurde schon damals als Suppeneinlage verwendet.

Seine Verarbeitung intensivierte sich vor allem im 19. Jahrhundert stark. Ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hatte beinahe jeder bäuerliche Betrieb seine eigene Darre. Gemeinschaftsdarren waren die Ausnahme.

Ihre Blütezeit erlebte die Grünkernherstellung um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, als das Bauland mit großem Personal- und Arbeitsauf-



3 Blick auf die Darren in Hanglage.



4 Eine sanierte Darre mit Steinsockel und Schürloch. Der Aufbau als Fachwerk mit verputzten Traufwänden.

5 Eine sanierte Darre mit verbrettertem Obergeschoss.

6 Blick auf das sanierte Darrenensemble mit Museumsdarre im Vordergrund.



wand gewissermaßen im Weltmonopol den Markt mit Grünkern versorgte. An dieser Entwicklung waren maßgeblich jüdische Kaufleute beteiligt, die eine herausragende Rolle bei der Vermarktung des Grünkerns spielten und Handelsbeziehungen bis in die Vereinigten Staaten aufbauten. Über besondere Grünkernmärkte, wie zum Beispiel zwischen 1880 und 1901 in Walldürn, wurde der Verkauf des „Käärn“ abgewickelt.

Für Altheim tat sich damit eine Erwerbsquelle auf, die wesentlich dazu beitrug, die wirtschaftliche und soziale Situation des Ortes über einen längeren Zeitraum zu verbessern. Die Pflanze selbst war in besonderer Weise geeignet, da sie sehr genügsam ist und auf kargen, trockenen Böden wie den verwitterten Muschelkalkböden im Bauland gut gedeiht.

In der Zeit des Nationalsozialismus dehnte sich das Produktionsgebiet des Grünkerns weiter aus: Der Grünkern wurde ideologisch zur „Deutschen Sup-

penfrucht“ erhöht und sollte als Ersatz für Getreideeinfuhren aus dem Ausland herhalten. In den 1930er Jahren erstreckte sich die Produktion auf über 100 Gemeinden der Kreise Buchen, Tauberbischofsheim, Künzelsau und Mosbach.

Nach dem Krieg ging der Anbau von Dinkel deutlich zurück. Aber mit der Hinwendung zu einer zunehmend bewussten Ernährung und der Entwicklung der Biovollwertküche nahm die Bedeutung des Grünkerns ab den 1970er Jahren wieder zu. Die Herstellung erfolgte nun jedoch in industrieller Weise. Automatisierte Großtrocknungsanlagen sind an die Stelle der in Handarbeit betriebenen Darren getreten. Diese Großtrocknungsanlagen wurden von Darrgemeinschaften genossenschaftlich genutzt.

Die Darren in Altheim wurden bis in die 1960er Jahre hinein genutzt. Heute können einige Darren noch zu Vorführrzwecken in Betrieb genommen werden.



7 Blick in die Museumsdarre mit Darrblech und offenem Dachstuhl, durch den beim Gären der Rauch über Luken in den Giebeln abzog.

8 Das Darrblech mit Arbeitsgerät und ungeröstetem Dinkel.

9 Nach dem Rösten wird der Grünkern über eine Öffnung vom Darrblech in Säcke gefüllt.

Konstruktion der Darren und Ablauf des Darrverfahrens

Von den ehemals über 40 Darren in Altheim sind heute noch 14 an einem Standort erhalten. Sie stammen etwa aus der Zeit von 1870 bis 1940 und sind als Kulturdenkmale geschützt. Sie stehen in einer Reihe in leichter Hanglage am südlichen Ortsausgang zwischen dem Heller- und Schalltalweg. Wegen der großen Brandgefahr wurden die Darren stets am Ortsrand erbaut.

Grünkerndarren wurden nach dem Vorbild der Hanf- und Flachsdarren errichtet. In Altheim zeichnet sich der Typus der Grünkerndarre durch folgende Konstruktionsweise aus: Über einem Mauerwerkssockel, der an den Hang gebaut ist, erhebt sich ein scheunenartiges Fachwerkgeschoss mit einem Satteldach, das giebelständig zum Feld ausgerichtet ist. Das Fachwerkgeschoss kann als Sichtfachwerk mit Lehm- oder Ziegelausfachung, mit einer Verbretterung oder einem vollflächigen Kalkputz in Erscheinung treten.

Im steinsichtigen Sockel, der aus dem ortsüblichen Kalkstein besteht, befindet sich hangseitig eine Öffnung, das Schürloch, über das die Darre befeuert wird. Als Brennmaterial wurde Buchenholz verwendet, dessen Rauch dem Grünkern das besondere Aroma verleiht. Der Rauch zieht in den Hohlraum unter das Darrblech, das siebartig durchlöchert ist und in einer gemauerten Wanne liegt. Die Größe des Darrblechs schwankt zwischen 5 und 8 qm. Der auf dem Blech ausgebreitete halb-reife Dinkel röstet in einem etwa zwei- bis vierstündigen Dörrvorgang bei einer Temperatur von 120 °C bis 150 °C zu Grünkern. Während dieses Vorgangs muss das Korn permanent mit einer Holzschaukel gewendet werden, damit es nicht anbrennt. Der Rauch verteilt sich im ganzen Gebäude bis unter das Dach und kann über zwei Rauch-

löcher oben in den Giebeln abziehen. Durch die starke Hitze und die heftige Rauchentwicklung erfordert diese Arbeit große körperliche Anstrengung.

Nach dem Trocknen werden die Ähren in einer Mühle von ihren Spelzen getrennt. Die umliegenden Mühlen besaßen hierfür besondere Mahlgänge, die „Gerbgänge“. Anschließend nochmals gereinigt, kommt der Grünkern dann als ganzes Korn, Schrot, Flocken oder Grieß auf den Markt. Bis ins späte 19. Jahrhundert hinein wurden die Ähren mit Sichel geschnitten – was den Einsatz vieler Arbeitskräfte erforderte, ehe die Mähdreher die Bauern entlasteten.

Haupterntezeit ist der Monat Juli. Außerhalb der Darrsaison nutzten die Altheimer Landwirte die Grünkerndarren als Stroh- und Heulager. Sie boten guten Schutz vor Witterungseinflüssen, weil sie geschlossen waren, im Unterschied zu dem früheren Typ der Grünkerndarre, der eine an den Seiten offene Konstruktion nur mit Wetterdach aufweist. Diese ist zum Beispiel in Sindolsheim heute noch erhalten. Die offene Konstruktion bot zwar den Vorteil, dass während des Darrprozesses der Rauch besser abziehen konnte und so die Arbeit weniger unangenehm war; ein Nachteil bestand jedoch darin, dass die Bauern die Darre außerhalb der kurzen Darrsaison nicht als trockenes Lager für andere Materialien nutzen konnten.

Sanierung der Darren

Die Sanierung des Darrenensembles geht maßgeblich auf die Initiative des 1985 gegründeten Heimatvereins Altheim zurück. Dieser widmet sich in bewundernswerter Weise und in unzähligen ehrenamtlich geleisteten Arbeitsstunden seit mehr als 20 Jahren dem Erhalt der Darren. Neben der Bewahrung der Darren setzt sich der Verein gleicher-



maßen für die kontinuierliche Restaurierung der Bildstöcke und Kleindenkmale der Region ein und betreibt damit Heimatpflege im besten Sinne.

Die Sanierung der unrentierlichen, bis dato ungenutzten Darren konnte nicht ohne Zuschüsse erfolgen. Am Erhalt finanziell beteiligt haben sich dankenswerterweise das Land mit Zuschüssen aus dem Denkmalprogramm in fünfstelliger Größenordnung, die Denkmalstiftung Baden-Württemberg, der Arbeitskreis Heimatpflege des Regierungsbezirks Karlsruhe, die Stadt Walldürn und der Neckar-Odenwald-Kreis.

Die Darren konnten nach und nach vom Heimatverein erworben werden. Sie wiesen unterschiedliche Erhaltungszustände und Schadensbilder auf. Lange ungenutzt oder nur als Lager dienend, hatten die meisten keinerlei Unterhaltsmaßnahmen erfahren und waren zum Teil sogar baufällig.

Unter baubegleitender fachlicher Anleitung des Referats Denkmalpflege im Regierungspräsidium Karlsruhe wurden die Darren überwiegend in alten Handwerkstechniken behutsam instand gesetzt. An den massiven Sockelgeschossen gab es nicht selten statische Probleme durch die Hanglage. Zur dauerhaften Stabilisierung wurden die Steinsockel mit einem speziell auf die historische Bausubstanz eingestellten Mörtel verpresst. So konnte auf einen Abbau der Sockel verzichtet werden.

Bei der Sanierung fanden nur traditionelle Materialien wie Holz, Lehm und Kalk Verwendung. Die Fachwerkkonstruktion wies zum Teil massive Schäden auf und wurde unter größtmöglichem Erhalt der Originalsubstanz repariert und – wo nötig – auch erneuert. Die Lehmwände waren vor allem an den Wetterseiten beschädigt. Ausfachungen reparierte man wie im Bestand mal mit Lehm, mal mit Ziegeln. Die Oberflächengestaltung variiert auch im sanierten Zustand zwischen Sichtfachwerk, Holzverschalung und Kalkputzschicht.

Ältere Mitglieder des Heimatvereins kannten noch aus eigener Erfahrung die alten Handwerkstechniken und konnten ihre Fähigkeiten bei der Sanierung einbringen. Der Lehm für die Ausfachungen wurde selbst gestampft und mit Stroh versetzt – ein Materialmix, der zur Stabilisierung der Ausfachung beiträgt. Die Museumsdarre erhielt die ursprüngliche Einfachdeckung mit Biberschwänzen und Holzspießeln. Bei den anderen Darren variiert die Deckung, weil man auch auf den Bestand zurückgriff und alte Ziegel wiederverwendete. Die Böden sind wie ursprünglich als Lehmstampfböden wiederhergestellt. Die teilweise noch vorhandene Ausstattung, Gerätschaften und Werkzeuge, ist in der Museumsdarre aufbewahrt und so dem Besucher zugänglich gemacht.

Eine der Grünkerndarren, die in einem sehr baufälligen Zustand war, wurde 1990 ins Odenwälder Freilandmuseum transloziert und dort nach histori-



schem Vorbild rekonstruiert. Da sie aus ihrem historischen Zusammenhang entfernt wurde, besitzt sie keine Denkmaleigenschaft mehr.

10 Zustand der Darren vor der Sanierung, um 1990.

Bedeutung der Darren

Die 14 aneinandergereihten feldscheunenartigen Grünkerndarren in Hanglage stellen ein einmaliges Ensemble am Ortsrand von Altheim dar. Sie sind gemäß § 2 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg als Sachgesamtheit ein technisches Kulturdenkmal mit heimatgeschichtlicher und wissenschaftlicher Bedeutung.

Grünkern ist das landschaftstypische Erzeugnis der Region. Durch den Erhalt der 14 Darren ist dessen Herstellungsprozess anschaulich bewahrt und kann praktisch nachvollzogen werden. Die Darren geben Auskunft über sozialgeschichtliche, wirtschaftliche und technische Bedingungen und Zusammenhänge. Sie sind für das Bauland das Dokument einer „Epoche“, nämlich des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in der die Grünkernherstellung als wesentlicher Wirtschaftsfaktor eine besondere Rolle spielte.

Die konzentrierte Errichtung der Grünkerndarren ab Mitte des 19. Jahrhunderts an der Schnittstelle zwischen Besiedlung und landwirtschaftlicher Nutzfläche veranschaulicht den Übergang von der weitgehend der bäuerlichen Selbstversorgung dienenden zur marktorientierten Grünkernwirtschaft. Hatten die Bauern des Baulands zunächst nur für den eigenen Bedarf den Grünkern im Herd, in Hanf- und Flachsdarren, Kalköfen und Ziegelbrennanlagen gedörst, so machte gegen Ende des 19. Jahrhunderts der gesteigerte Anbau des Dinkels den Bau eigens für die Grünkernherstellung genutzter Darren notwendig. Die Vielzahl von Darren erklärt sich auch durch die besonderen Bedingungen, unter denen die Grünkernproduktion ablaufen musste, sollte der Grünkern eine gute Qualität aufweisen: Zwischen Ernte und Trocknen durfte nur wenig Zeit verstreichen, damit die halbreifen Ähren nicht anfangen zu gären und damit an Geschmack verloren.



11 Die Darren vor der Sanierung.

Der Grünkern ist also traditionell aufs Engste mit Altheim und dem Bauland verbunden, er dient der Bevölkerung bis heute zur Identifikation mit ihrer Heimat.

Der hohe Dokumentationswert, der dem Darrenensemble als Zeugnis der Bauländer „Sonderkultur“ zukommt, beruht auf ihrer Einzigartigkeit: An keinem anderen Ort hat der Grünkern eine derart große Bedeutung für das Land und die Menschen, und an keinem anderen Ort hat sich ein vergleichbares Ensemble von Grünkern Darren erhalten.

Für die kommenden Generationen gilt es, dieses Erbe in seiner Substanz, seinem Erscheinungsbild und auch in seiner noch halbwegs ungestörten Umgebung weiterhin zu bewahren.

Literatur

Darren in Walldürn-Altheim. Vom Dinkel zum Grünkern. Beilage der „Denkmalstiftung Baden-Württemberg“, 3/2007, S. 4–6.

Wolfgang Seidenspinner: Die Erfindung des Madonnenländchens, Heft 30 der Schriftenreihe „Zwischen Neckar und Main“, hg. vom Verein Bezirksmuseum e.V. Buchen, Buchen 2004.

Gerhard Layer: Gerefft, gedarrt und gegerbt: der Grünkern, in: Badische Heimat, Heft 3, 2001, S. 414–421.

Ute Fahrbach: Grünkern Darren, in: Hubert Krins et al.: Brücke, Mühle und Fabrik. Technische Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, hg. vom Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, Bd. 2, Stuttgart 1991, S. 224.

Peter Assion: Neue Entwicklungen in der Bauländer Grünkernwirtschaft, in: Badische Heimat, Heft 3, 1982, S. 335–348.

Inge und Gustav Schöck: Häuser und Landschaften in Baden-Württemberg. Tradition und Wandel ländlicher Baukultur, Stuttgart 1982.

Heiner Hemberger: Neue Quellen zur Geschichte des Grünkerns, in: Badische Heimat, Heft 3, 1969, S. 364–370.

Heiner Hemberger: Darren im Gebiet zwischen Neckar und Mainz, in: Badische Heimat, Heft 4, 1957, S. 252–266.

Praktischer Hinweis

Eine Besichtigung des Grünkern-Museums ist nach Vereinbarung möglich. Kontakt über Edith Mechler, Tel. 062 85/486. Ferner besteht hier die Möglichkeit, Grünkern zu erwerben, Rezepte zu erhalten und nach Vorabgespräch Grünkern zu verköstigen.

Die Darren sind als „ländliche Kulturdenkmale“ in die „Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus“ aufgenommen. Sie können darüber hinaus auf einem „Gründkernradweg“ per Fahrrad entdeckt werden.

Dr. Ruth Cypionka

Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege



12 Die Darren nach der Sanierung.

Der „Gesprengte Turm“ am Heidelberger Schloss

Untersuchung eines Kulturdenkmals mithilfe hoch auflösender terrestrischer Laserscans

Der Krautturm des Heidelberger Schlosses, heute als „Gesprengter Turm“ bekannt, wurde 1693 im Zuge des Pfälzer Erbfolgekriegs gesprengt. Der massive Rundturm aus rotem Sandstein, der eine Mauerstärke bis zu 6,50 m besitzt, wurde dabei teilweise zerstört, wobei sich ein riesiges abgesprengtes Mauerstück heute noch eindrucksvoll gegen den Turm legt. Es schien lohnenswert zu sein, mit einem Laserscanner ein maßstabsgetreues Modell des Turms aufzunehmen, um zu testen, inwiefern es möglich ist, diesen Turm virtuell wieder zusammzusetzen. Zu diesem Zweck wurde der Turm in drei Tagen rundum von verschiedenen Standpunkten aus gescannt. Das Projekt war eine Kooperation von Doktoranden der Fachbereiche Wissenschaftliches Rechnen, Physische Geografie und Europäische Kunstgeschichte der Universität Heidelberg und resultierte aus dem Interesse der Beteiligten, Anwendungen und Möglichkeiten der jeweils anderen Fachbereiche kennenzulernen.

Markus Forbriger/Hubert Mara/Bastian Rieck/Christoph Siart/Olaf Wagener

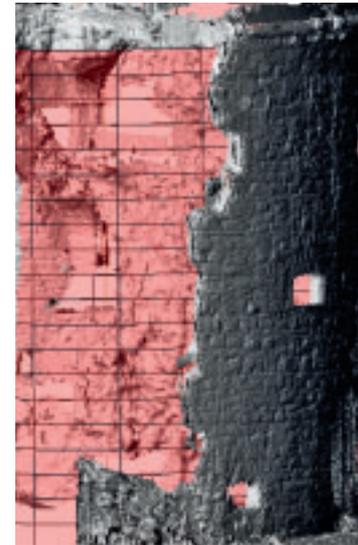
„Gesprengter Turm“ und historischer Hintergrund

Das Heidelberger Schloss befindet sich auf einem Bergsporn oberhalb der am Neckar gelegenen Stadt, während die Höhen dahinter weiter steil ansteigen. An der Südostecke der Schlossanlage steht der „Gesprengte Turm“ (Abb. 1). Die unteren Geschosse entstanden wohl noch im 15. Jahrhundert, während der achteckige Aufsatz erst unter Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz in der Zeit um 1600 erbaut wurde. Es handelt sich um einen massiven Rundturm aus rotem Sandstein, mit einem Durchmesser von etwa 24 m und einer ursprünglichen Höhe von vermutlich annähernd 30 m. Da das Turminnere zur Hofseite radial versetzt ist, besitzt der Turm an der zu sichernden Außenseite im Osten eine Mauerstärke von bis zu 6,5 m im Gegensatz zur Hofseite mit einer Mauerstärke von 3,5 m. Die beiden oberen Geschosse wurden nachträglich eingewölbt, während im unteren Geschoss ein Mittelpfeiler eingebaut wurde – offenbar, um die durch den Einsatz von Kanonen zu erwartenden Erschütterungen aushalten zu können.

Sprengung des Turms 1693

Die Zerstörung der Stadt Heidelberg, des Schlosses und des Turms erfolgte während des Pfälzischen

Erbfolgekriegs (1688–1697). Ab Herbst 1688 griffen französische Truppen die Kurpfalz und ihre Verbündeten an und konnten binnen kürzester Zeit weite Landstriche erobern. Heidelberg wurde im März 1689 das erste Mal Opfer von Zerstörung: Die Franzosen steckten das Schloss mithilfe von Pechkränzen in Brand, sodass insbesondere die Wohn- und Wirtschaftsbauten ausbrannten. Explodierende Munition beschädigte den Glockenturm. Sodann wurden die bereits seit Langem vorbereiteten Minen gezündet, die unter anderem



1 Ansicht des
„Gesprengten Turms“.

den „Dicken Turm“ und die Karlsbastion zum Einsturz brachten, aber an den restlichen Festungswerken des Schlosses nur verhältnismäßig geringen Schaden anrichteten (Abb. 2). Bei einer anschließenden Brandstiftung in der Stadt wurden 34 Häuser vollständig zerstört.

Im Rahmen des Feldzugs 1693 rückte der südwestdeutsche Raum erneut in den Fokus Ludwigs XIV. Heidelberg wurde eines der ersten Ziele im französischen Operationsplan und konnte am 22. Mai 1693 eingenommen werden.

Als das Gros des französischen Heeres am 31. Mai aus Heidelberg abzog, war die Stadtbefestigung stark beschädigt. Auf dem Schloss verblieb eine Besatzung, zu deren Aufgabe es gehörte, dieses endgültig in Schutt und Asche zu legen. Wie aufwendig dieses Vorhaben war, zeigt sich daran, dass erst am 6. September Ausrüstung und Beute abgefahren und das Schloss gesprengt werden konnte. Zu diesem Zweck zündete man nicht weniger als 38 Minen, geladen mit 27 000 Pfund Pulver, von denen allerdings 20 000 Pfund feucht und damit praktisch unbrauchbar waren, sodass die Sprengungen teilweise nur geringen Effekt hatten. Die Minen waren vorrangig an den Befestigungen des Schlosses platziert worden, und auch im „Gesprengten Turm“ befanden sich mehrere Sprengkammern. Über das Ergebnis am „Gesprengten Turm“ berichtet der Philippsburger Kommandant des Bordes: „La moitié de la tour, 13, et traverse,

14, est renversée dans le fossé. Les voultres sont ruinéz.“ („Die Hälfte des Turmes, 13, und die Traverse, 14, sind in den Graben gestürzt. Die Gewölbe sind zerstört.“) – also der Zustand, wie er sich dem Betrachter heute noch eindrucksvoll darstellt.

Warum ein Laserscan?

Es lassen sich durchaus Rückschlüsse auf die Zerstörungswirkung der Minen ziehen: Das Ergebnis dieser Sprengung war das Mauerstück des „Gesprengten Turms“ im Graben – unklar ist jedoch, wie groß das Teil im Verhältnis zur entstandenen Mauerlücke ist, und wie viel des Mauerwerks in kleine Fragmente zerfallen ist. Da es sich bei dem Turm und dem erhaltenen Bruchstück um geometrisch komplizierte, unregelmäßige Mauerflächen in beliebiger Lage handelt, kann der Prozentsatz des fehlenden Materials mit herkömmlichen Methoden nicht exakt bestimmt werden. Im Bereich der physischen Geografie gibt es Methoden, um Volumina mittels 3D-Modellen zu bestimmen. Dafür werden hoch auflösende terrestrische Laserscanner (TLS) eingesetzt, die in kurzer Zeit beliebige Formen in hoher Punktdichte und Genauigkeit erfassen können (Abb. 3).

Daher wurden in einem dreitägigen Feldversuch die relevanten Teile des „Gesprengten Turms“ und dessen Mauerfragment gescannt. Die Aufnahme von mehreren Standorten aus ermöglicht eine lückenlose Erfassung des Untersuchungsobjekts. Abbildung 4 zeigt eine erste Darstellung nach der Datenerfassung, bei der die dabei entstehende Punktwolke bereits vermascht, also die Punkte miteinander verbunden wurden. Der Turm entspricht annäherungsweise einem Zylinder mit einem Durchmesser von 24 m. Für das Bruchstück lässt sich die Rotationsachse berechnen, sodass es modellhaft wieder an der ursprünglichen Stelle eingesetzt werden kann. In Abbildung 5 ist das eingesetzte Teil und der approximierte, also idealisierte Zylinder der gesamten Turmaußenseite erkennbar.

Das Modell

Das aufbereitete 3D-Modell steht im Stanford Polygonformat (PLY) als Dreiecksnetz mit den fotografisch erfassten Echtfarben zur Verfügung. Da die Mauerstärke des Turms variiert und Details wie Mauerfugen, Fenster und Bruchflächen die geometrische Form vom Ideal abweichen lassen, wird auf 3D-Daten eine zylindrische Abrollungsoperation angewandt. Dabei entsteht ein neues 3D-Modell, das den Turm wie eine gerade Mauer aussehen lässt. Zwei Ansichten dieses Modells zeigt die perspektivische Abbildung 6, bei der zusätzlich virtueller Nebel eingesetzt wird, um den räumlichen Aspekt der Bilder zu verstärken. Für bauhistorische

2 Plan der Minen am Heidelberger Schloss (aus: Vetter 2009, S. 115).





Fragestellungen können auch Parallelprojektionen berechnet werden, um an der abgerollten Mauer- oberfläche genaue Maße abnehmen zu können. Da dabei noch immer die dreidimensionale Infor- mation zur Verfügung steht, kann zum Beispiel die Abweichung des Bauwerks vom idealen Zylinder exakt bestimmt werden (Abb. 7). Dadurch werden bereits Details wie Bewuchs und Mauerfugen deutlich erkenn- und messbar.

Ergebnisse

Bei der Betrachtung des erstellten 3D-Modells des „Gesprengten Turms“ mit dem wieder eingesetz- ten, heute im Graben befindlichen Mauerstück wird sehr schnell deutlich, dass dieses trotz seiner beeindruckenden Größe nur einen Teil des gesprengten Lochs füllt. Auch wenn es nicht ausge- schlossen werden kann, dass ähnlich große Bruch- stücke existierten, die zur Baustoffgewinnung „abgebaut“ wurden, so drängt sich doch der Ein- druck auf, dass es eher dem Zufall zuzuschreiben ist, dass dieses markante Mauerstück als Gesamt-

block die Sprengung überstanden hat und in den Graben gerutscht ist. Eine weitere Erkenntnis ist, dass sich die Sprengung des Heidelberger Schlo- ses technisch kaum von zeitgenössischen Sprengun- gen anderer Burgen und Schlösser unterschieden haben dürfte – den romantischen Geist vermochte die eindrucksvolle Szenerie des „Gesprengten Turms“ jedoch umso mehr zu beeindrucken. Wei- terhin konnte aufgezeigt werden, dass der Turm stellenweise vom Ideal eines Zylinders abweicht, wobei diese Abweichung aufgrund der genauen Messdaten zentimetergenau abgelesen und die gescannte Oberfläche als maßstabsgetreue Ab- rollung dargestellt werden konnte.

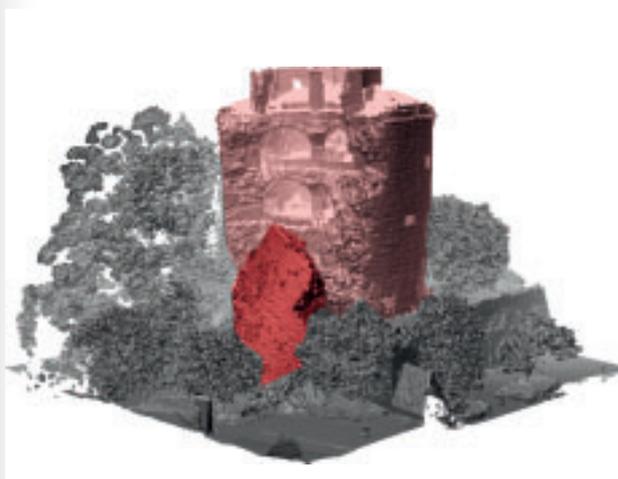
Ausblick

Wie der Feldversuch gezeigt hat, sind in Zukunft für die Geistes- und Kulturwissenschaften noch eine Fülle an neuen Möglichkeiten und Unters- suchungsmethoden aus dem Bereich der Naturwis- senschaften zu erwarten. In Bezug auf Schloss Hei- delberg soll das gewonnene Modell mit den his-

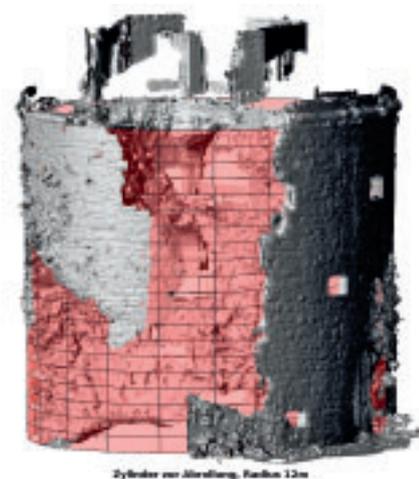
3 Riegl-Scanner vor der Kulisse des „Gesprengten Turms“.

4 „Gesprengter Turm“ mit Außenbereich.

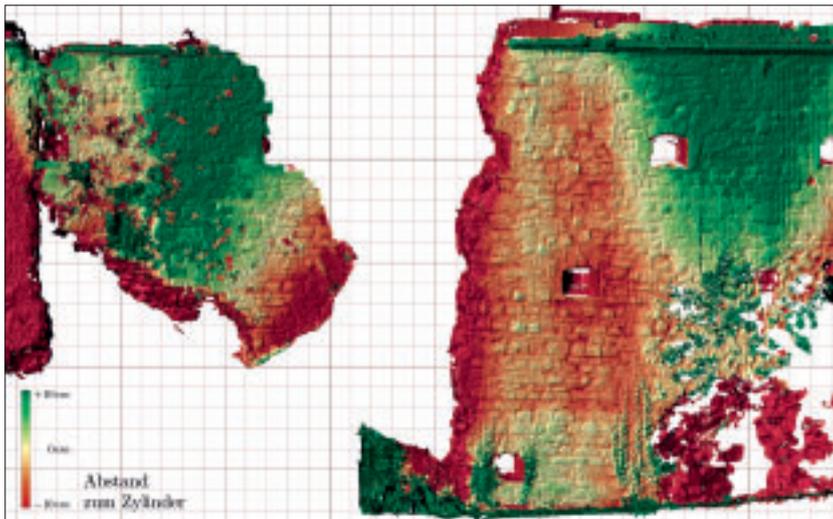
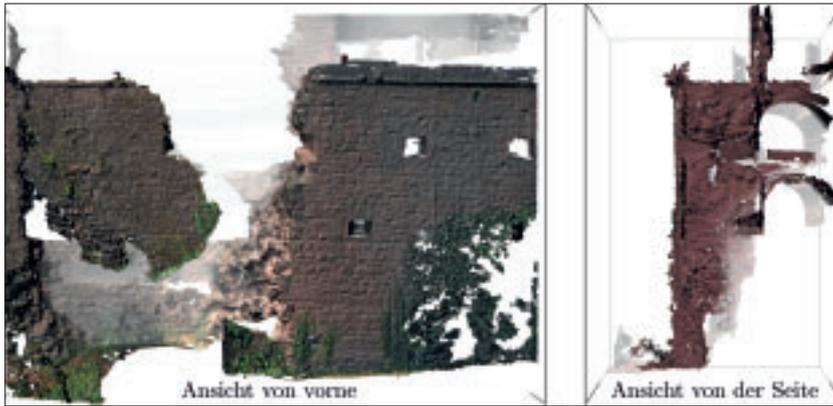
5 „Gesprengter Turm“ mit eingesetztem Bruch- stück.



Konstruktion mit ebenfalls angelegtem Bruchstück



Zylinder zur Abrollung, Radius 12m



6 „Gesprengter Turm“, Abrollung.

7 „Gesprengter Turm“, Abrollung mit Abstandsangabe zum Idealzylinder.

torischen Plänen des Schlosses von Koch und Seitz aus dem 19. Jahrhundert abgeglichen werden, um eventuelle Ungenauigkeiten in den Plänen erkennen zu können, und auch die Einbindung der Ergebnisse in das geodätische Netz von Schloss und Garten ist beabsichtigt. Des Weiteren beschäftigen sich aktuelle Forschungsprojekte am Interdisziplinären Zentrum für Wissenschaftliches Rechnen (IWR) der Universität Heidelberg, der Heidelberger Graduiertenschule HGS MathComp und am Geografischen Institut der Universität Heidelberg mit der automatisierten Berechnung von Merkmalen in 3D-Modellen. Bei Geländemodellen geht es dabei etwa um Detektion von Oberflächenphänomenen wie beispielsweise Wasserabflüssen. Für kleinere Objekte aus der Archäologie wird ein digitales Werkzeug zur Schrifterkennung von Inschriften und Keilschrifttafeln entwickelt. Diese Software wurde vorliegend erstmals auch an einem Bauwerk getestet. Auch wenn momentan der Zeitaufwand für die Erstellung derartiger Scans noch recht hoch ist, lässt die Entwicklung erwarten, dass sie eine Bereicherung zu fotogrammetrischen Aufnahmen darstellen können. Insbesondere wenn zum Beispiel die Bewuchssituation deren Einsatz erschwert oder amorphe Strukturen die klassischen Verfahren an ihre Grenzen bringen, kann der Laserscanner seine Vorteile ausspielen, da die Scans von verschiedenen Standpunkten aus

ohne Verzerrungen aneinandergesetzt werden können und ein schlüssiges Gesamtbild ergeben. Mittelfristig ist zu erwarten, dass in Kombination von Laserscanning und einer Weiterentwicklung der eingesetzten Software steingerechte Aufmaße generiert werden können, wobei manuelle Nacharbeit nie auszuschließen ist.

Literatur

Markus Forbriger/Hubert Mara/Christoph Siart/Olaf Wagener: 3D-Darstellung und Abrollung von hochauflösenden Terrestrischen Laserscans des „Gesprengten Turmes“ am Heidelberger Schloss, in: *Forschungen zu Burgen und Schlössern* 15, in Vorbereitung. Roland Vetter: Die ganze Stadt ist abgebrannt. Heidelbergs zweite Zerstörung im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1693, Karlsruhe 2009.

In der archäologischen Denkmalpflege Baden-Württemberg werden Airborne und Terrestrisches Laserscanning bereits regelmäßig eingesetzt. Vgl. dazu Artikel in: *Denkmalpflege in Baden-Württemberg* 3/2007, S. 153–158, 1/2011, S. 35–39, 3/2011, S. 218–221.

Praktischer Hinweis

Schloss Heidelberg
Schlosshof 1, 69117 Heidelberg
täglich 8–17.30 Uhr
www.schloss-heidelberg.de

Dipl. Geogr. Markus Forbriger
Geografisches Institut der Universität zu Köln
Albertus-Magnus-Platz
50923 Köln

Dr. Hubert Mara
Dipl. Math. Bastian Rieck
Universität Heidelberg
Interdisziplinäres Zentrum für Wissenschaftliches Rechnen
Im Neuenheimer Feld 368
69120 Heidelberg

Dr. Christoph Siart
Metropolenregion-Rhein-Neckar GmbH
Business Development/Innovation – GeoNet.MRN Cluster
P7, 20–21
68161 Mannheim

Dipl. Rpfl. Olaf Wagener M.A.
Universität Heidelberg
Institut für Europäische Kunstgeschichte
Seminarstr. 4
69117 Heidelberg

Ein Kleinod expressionistischer Architektur

Das Krematorium auf dem Schwenninger Waldfriedhof

*Die Feuerbestattung als hygienische und platzsparende Bestattungsmöglichkeit wurde schon in der utopischen Literatur des 16. Jahrhunderts diskutiert. Doch galt sie in der christlichen Welt, in katholisch geprägten Gesellschaften bis weit in das 20. Jahrhundert als heidnisches Ritual. Vor allem scheiterte ihre Einführung nach der Französischen Revolution aber daran, dass es vor 1873 noch gar keine technisch praktikablen Leichenverbrennungsapparate gab. Nachdem in Gotha 1878 das erste Krematorium auf deutschem Boden entstanden war, gründeten sich in vielen Städten Feuerbestattungsvereine (in Schwenningen 1909), die sich für die Errichtung von Krematorien einsetzten. Zwischen 1920 und 1930 wurden in Deutschland 51 Krematorien errichtet, sodass es 1927 in Deutschland bereits etwa 80 solcher Gebäude gab. Hatte der 1925 zum Bürgermeister von Schwenningen gewählte Ingo Lang von Langens schon mit der Verpflichtung Hans Herkommers als Architekt für den Rathausneubau in den Jahren von 1926 bis 1928 neue städtebauliche Maßstäbe für die Schwenninger Kommunalbauten gesetzt, so gelang es Stadtbau-
meister Julius Feucht mit dem als monumentales expressionistisches Totendenkmal auf einem Plateau über der Stadt inszenierten Krematorium 1927/1928, dieses hohe architektonische Niveau zu halten (Abb. 1).*

Folkhard Cremer

Zur Planungsgeschichte des Krematoriums

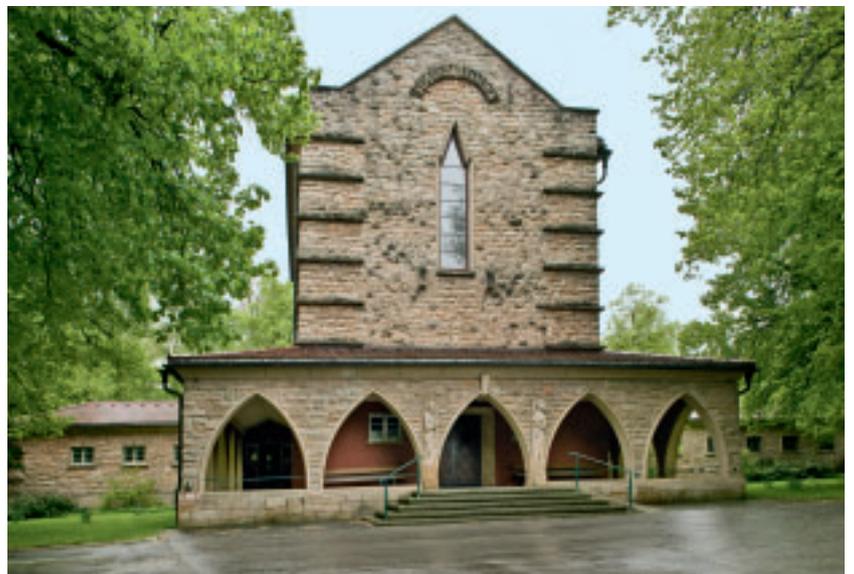
Kurz nach dem Ersten Weltkrieg wurde sich der Schwenninger Gemeinderat bewusst, dass in absehbarer Zukunft die Belegungskapazität des alten Friedhofs ausgeschöpft sein würde. 1919 beauftragte er den Landesgeologen Dr. Martin Schmidt mit der Suche nach einem geeigneten Standort. Schmidt stellte fest, dass unter den zur Verfügung stehenden städtischen Grundflächen die Böden westlich des Reutewaldes für die Friedhofsnutzung geeignet seien. In einem Schreiben vom 17. April 1924 rechnete der Feuerbestattungsverein dem Gemeinderat den langfristig großen Verbrauch von Grundfläche bei Fortführung der Körperbestattung gegen die raumsparende Alternative der Urnenbestattung vor. Einzige Alternative sei ein Krematorium.

Am 24. Oktober 1924 beschloss der Gemeinderat, ein Krematorium zu bauen. Noch im selben Monat versandte die Stadt Fragebögen an Gemeinden in Württemberg, Baden und der Schweiz. Nach deren Auswertung interessant erscheinende Crema-

torien wurden im Folgemonat besichtigt. Da es in den 1920er Jahren in Mitteldeutschland die meisten Krematorien im Reichsgebiet gab, unternahm Julius Feucht im Frühjahr 1925 eine weitere Besichtigungstour zu den Krematorien in Nürnberg (errichtet 1913), Selb bei Hof in Oberfranken (am



1 Schwenningen, Krematorium, Hauptfassade.



7. Februar 1925 eingeweiht), Plauen (1918), Leipzig (1910), Erfurt (1923), Arnstadt (1924) und Eisenach (1902). Die Reisen dienten der Suche nach der bestmöglichen Lösung für die Ofentechnik, weniger der Inspiration für die künstlerische Formensprache. Ein Kostenvoranschlag vom Januar 1925 veranschlagte die Baukosten auf circa 100000 Mark. Mindestens ein Drittel der Baukosten sollte der Feuerbestattungsverein aufbringen. Im März 1925 entwarf Julius Feucht ein Krematorium noch für einen Standort auf dem bestehenden, 1869 eingerichteten Friedhof. Erst als im Sommer 1926 die Finanzierung gesichert war, entschied sich der Gemeinderat im September 1926, einen neuen Friedhof mit Krematorium an dominanter Stelle über dem Reutewald zu verwirklichen. Das Krematorium müsse schließlich „auch äusserlich etwas darstellen“ (SAVS 3.1–3, Nr. 5848). Daran arbeitete Baurat Julius Feucht zu diesem Zeitpunkt schon recht intensiv. Bald lieferte der Stuttgarter Gartenarchitekt Albert Lilienfein den Grundriss mit Bepflanzungsplan für den Waldfriedhof. Im April 1927 reichte die Stadt die Pläne beim Oberamt in Rottweil ein. Nach Vorbereitung der Baustelle und Herstellung der Zufahrt im Frühjahr 1927 wurden am 4. Juni 1927 die Hochbauarbeiten begonnen (Abb. 2; 3).

Baubeschreibung

Julius Feucht hat in seinem Text in der Festschrift zur Weihe des Krematoriums am 8. Juli 1928 präzise den funktionalen Aufbau und die Ästhetik des Bauwerks erörtert. Daran orientiert sich die folgende Beschreibung. Um den Lesefluss nicht unnötig zu stören, wurde auf die Kennzeichnung von Zitateen verzichtet. Die Gebäudeanlage auf kreuzförmigem Grundriss besteht aus Trauerhalle, Einäscherungsanlage und zwei Seitenflügeln. Diese enthal-

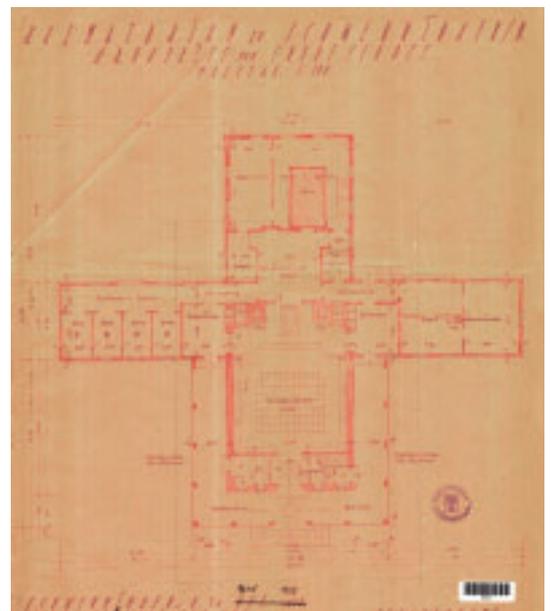
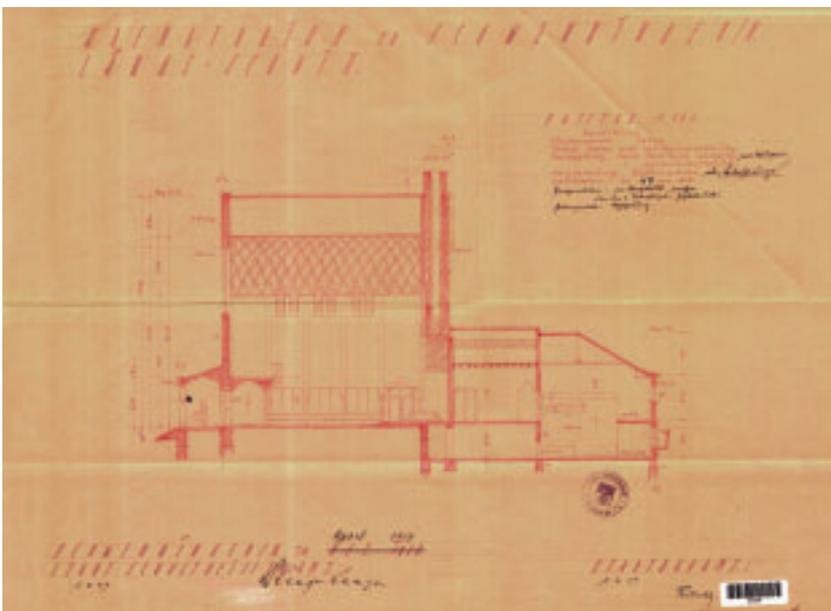
ten die Leichenzellen und die Nebenräume. Von diesen schließen die Sakristei (Abb. 9) und der Aufenthaltsraum für die Angehörigen mit einem direkten Zugang an die Einsegnungshalle an. Als Haupteingang dient ein Windfang, von dem aus seitlich eine Treppe auf die Sängerempore führt (Abb. 6; 8). An der Rückseite der Trauerhalle und mit dieser durch eine sich mechanisch öffnende Schiebetür verbunden lagen der Sargeinführungsraum und die zweigeschossige kohlebetriebene Ofenanlage. Aus technischen und finanziellen Gründen hatte man nicht die Versenkung, sondern die Horizontalabführung für den Sarg gewählt.

Für den Baukörper wurde eine schlichte, aber würdige, der Majestät des Todes gebührende Ausdrucksform gewählt. Aus dem breit gelagerten, die Horizontale betonenden Grundriss des Unterbaus steigt die Andachtshalle in steiler Vertikale empor. Zur Steigerung der architektonischen Wirkung ist sie gegen den Vorhof mit einem Arkadengang umgeben, der Austritt der Freitreppe ist durch zwei Figuren flankiert, einen alten Mann und ein junges Mädchen darstellend, welche die Stimme ihrer Abberufung vernehmen. Sie stammen vom Schwenninger Bildhauer Gottlieb Hils. Im Innern ist der Andachtsraum als modern-gotische Halle gestaltet, mit schlanken Wandpilastern und weit-ausladenden Widerlagern. Letztere tragen das Spitzbogengewölbe, das in Zollinger-Lamellenkonstruktion netzartig das Schiff überspannt.

Die Gebäudeumfassungen sind in der Hauptachse mit rauen Bruchsteinen des Tengener Muschelkalks vermauert. Dieser Stein besitzt eine ausnahmsweise schöne Struktur und warme gelbe bis braune Tönung, die sich wirkungsvoll vom dunklen Hintergrund des Waldes abhebt. Für die Gesimse und Bekleidungen der Öffnungen wurde Kunststein verwendet. Die architektonischen Gliederungselemente wie Gurtbögen und Pilaster sind im

2 Schnittzeichnung von Stadtbaumeister Julius Feucht 1927.

3 Grundrisszeichnung von Stadtbaumeister Julius Feucht 1927.





Innern der Trauerhalle in Klinker ausgeführt. Trauerhalle und Nebenräume sind mit ihrer wandfesten Ausstattung samt Zubehör in historischem Zustand erhalten, der in dieser Authentizität äußerst selten ist. Alle Details wie Holztäfer und Farbglasfenster bis hin zu den Leuchtern, der Kanzel und den Beschlägen der Wandschränke in der Sakristei, ja sogar die Nummern über den Leichenkammern (Abb. 10) befinden sich noch im Originalzustand der Zeit um 1928 (Abb. 5). Lediglich die Orgel ersetzte 1960 das Harmonium auf der Empore.

Der Architekt Julius Feucht

Die gesamte Architektur des Krematoriums spricht gegen die These, dass Feucht sich für den Entwurf mit Herkommer so intensiv austauschte, dass die „Pläne von 1927 die Handschrift des Werkbundarchitekten“ (Ingeborg Kottmann) tragen. Dennoch hat sie einen wahren Kern: Herkommer hatte beim Wettbewerb für das Rathaus 1926 den Zuschlag mit der Auflage bekommen, die im Entwurf Feuchts geschickter konzipierte funktionale Struktur zu integrieren. Als Bauleiter des Schwenninger Rathauses gewann Feucht durch die Zusammenarbeit mit Herkommer neue Erkenntnisse und entwickelte sein eigenes Architekturverständnis weiter. Der 1875 in Heilbronn geborene Julius Feucht war zwölf Jahre älter als Herkommer. Er hatte 1890 bis 1893 eine Lehre als Werkmeister an der Königlichen Baugewerkeschule in Stuttgart absolviert. Anschließend arbeitete er als Angestellter bei verschiedenen Architekten in Bayern. 1898 war er am Königlichen Bezirksbauamt Gmünd als Bauführer tätig. Erst 1901/1902 vollendete er sein Studium an der Baugewerkeschule als Wasserbautechniker und Werkmeister. Bevor er 1909 als Stadtbaurat nach Schwenningen berufen wurde, war er 1908

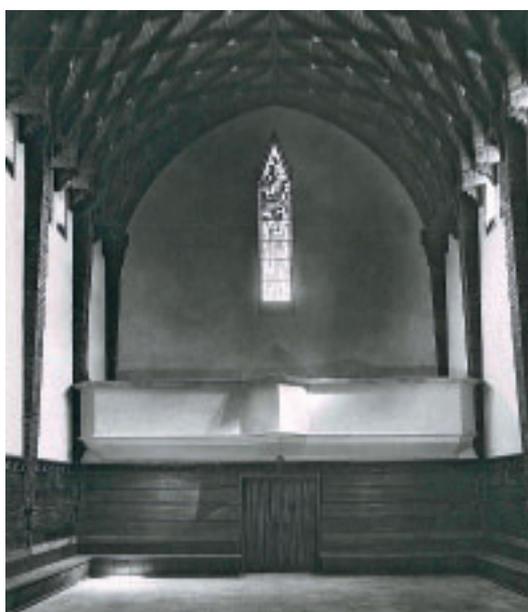
in Tübingen mit der Ausführung des Gefängnisses und des Verwaltungsgebäudes beauftragt. Als das Schwenninger Rathaus entstand, hatte er das 50. Lebensjahr überschritten und konnte auf eine 17-jährige Tätigkeit im städtischen Bauamt Schwenningen zurückblicken. Feucht wusste sich in verschiedenen Architekturstilen auszudrücken. 1925 hatte er für den alten Friedhof noch ein an späten Formen des Jugendstils orientiertes Krematorium entworfen. Als sich Schwenningen 1926/1927 Hoffnungen auf einen eigenständigen Amtsgerichtsbezirk machte, entwarf er ein nicht zur Ausführung gelangtes Amtsgerichtsgebäude in traditionalistischen Formen des Heimatstils. Entsprechend stellte es für ihn auch kein Problem dar, ein Krematorium in gotischen Formen zu entwerfen, wenn es galt, eine Architektursprache zu finden, die nach modernen Vorstellungen dem ausgewählten Standort angemessen war.

4 Inneres der Aussegnungshalle.

5 Expressionistische Kanzel und Leuchter.

6 Blick zur Sängerempore (historische Aufnahme um 1928).

7 Heilbronn, St. Augustinuskirche, von Hans Herkommer (historische Aufnahme, um 1928).





8 Windfang unter der Sängereмпore mit Zellengewölbe.

9 Sakristei.

10 Blick in den Flur mit den Leichenkammern.



Krematorium und Rathaus

Den entscheidenden Impuls für den letztgültigen Entwurf für das Krematorium gab nicht das genaue Studium des Rathausbaus, sondern die Auseinandersetzung mit dem für das Bauwerk gewählten Standort. Während Herkommer durch den Standort im Zentrum am Markt und die Gebäudehöhen der Marktplatzumbauung in den Entfaltungsmöglichkeiten begrenzt war, gelang es ihm dennoch, einen die Grundfläche optimal ausnutzenden und mit seinen Fassaden in die Straßen- und Platzräume hineinwirkenden Bau zu schaffen. Dagegen hatte Julius Feucht die Aufgabe, mit dem Krematorium an erhöht über der Stadt gelegener Stelle in einer weitläufigen bewaldeten Umgebung ein Bauwerk zu errichten, das diese Position auch auszufüllen vermochte.

Herkommer hat beim Rathaus seine Interpretation des Expressionismus im Sinne der Werkbundideen in den zu diesem Zeitpunkt modernsten neusachlichen Formen umgesetzt. Dagegen spricht Feuchts Krematorium die aus der Gotik entwickelte expressionistische Formensprache viel direkter und konsequenter an. Feuchts Entwurf enthält noch retardierende Elemente: Statt glatt geputzter Außenwände kontrastiert Feucht in Anlehnung an den „deutschen Zyklopenstil“ à la Fritz Schumacher oder Wilhelm Kreis bewusst den rauen Naturstein mit der Waldkulisse. Bei der Oberflächengestaltung innerhalb der Aussegnungshalle orientierte sich Feucht an der Formensprache des niederländischen oder norddeutschen Backsteinexpressionismus.

Zollinger-Dachkonstruktion

Das gotisierende Spitztonnengewölbe des nach außen nicht sichtbaren Zollbau-Lamellendachs war



sicher preisgünstiger herzustellen als ein steinernes Kuppelgewölbe. Denn die eigenwillige Gewölbeform geht auf ein 1921 angemeldetes und im Dezember 1923 ausgegebenes Patent des Merseburger Stadtbaurats Friedrich Zollinger zurück. Er hatte sie als preisgünstige Variante für den Arbeiterwohnungsbau in der Braunkohle- und Chemieindustrieregion Halle/Leipzig konzipiert. Das aus kurzen schmalen, rautenförmig zusammengesetzten Brettern oder Bohlen bestehende Holztragwerk mit einfacher kreissegmentförmiger oder spitzbogiger Krümmung bedurfte keiner besonderen Längsaussteifung. Es war daher in seiner Herstellung extrem preisgünstig und fand nach Patentierung sehr rasche Verbreitung und war typisch für die von Materialknappheit durch die Versailler Verträge geprägte Weimarer Republik. Da es, wie Werner Hegemann 1929 in seinem Buch über Hans Herkommer schrieb, „ohne Zwang oder gesuchte Spielerei an die Netzgewölbe der Spätgotik“ (erinnert), dauerte es nicht lange, bis es als neugotische Gewölbeform Eingang in den Kirchenbau fand, so in der St. Antonkirche in Augsburg von Michael Kurz (begonnen im November 1924) oder in der St. Augustinuskirche (Abb. 7) in Heilbronn von Hans Herkommer (begonnen im März 1925). Letztere war dem gebürtigen Heilbronner Julius Feucht sicher bekannt.

Innenraum

Der Innenraum von St. Augustinus in Heilbronn zeigte die für Herkommer typischen einfachen kubischen Reduktionsformen mit klaren schnörkellosen Holzstützpfählern und glatt geputzten Wandflächen. Derart übergangslose Flächen entsprachen jedoch nicht den ästhetischen Vorstellungen Feuchts. Bei ihm sind die Wandflächen in ein ver-

tikales, klinkersichtiges und damit Backsteingotik assoziierendes Wandpfeilersystem eingespannt. Eine fein ausdifferenzierte Anordnung von Spitzbögen über abgetreppten Konsolen führt den Blick in den Chorraum. An dessen Ende markiert ein profiliertes Bogen das „Tor zur Ewigkeit“. Auch die den oberen Abschluss des Wandtäfers bildende vertikale Ornamentleiste ist klar die Architektursprache von Feucht, der für seine eigenen Architekturentwürfe nicht auf Gliederungen und Rahmung verzichten mochte. Das von Feucht durch dunklen Wandtäfer und Farbverglasung in den Nebenräumen erzeugte und in der Aussegnungshalle noch gesteigerte Höhlenartige ist für die im Expressionismus angestrebte Stimmung von Innenräumen sehr typisch (Abb. 4). Auch im Ratsaal hatte Herkommer durch dunkel gebeizten Wandtäfer, Farbverglasungen und farbige Deckenbalkenbemalung eine höhlenähnliche Stimmung erzeugt. Bei dem sowohl beim Rathaus als auch beim Krematorium dem Eingangsbereich zugeordneten Zellengewölbe handelt es sich um die kristalline Form, die im deutschen Expressionismus als abstrakte Reduktionsform der Gotik verstanden wurde, die nicht nachahmend die Natur, sondern die dahinterliegenden geometrischen Gesetze abbildet.

Zwischen Expressionismus und „deutschem Zyklopienstil“

Das Krematorium wurde, wie Feucht schrieb, sehr bewusst „auf der dominierenden Höhe der Reute“ inszeniert. „In dieser hohen, freien Lage, die nach vorn einen weiten Rundblick über die Stadt und deren Umgebung bietet und welche zum Hintergrund den Hochwald besitzt, kommt der imposante Steinbau zu monumentaler Wirkung.“ Durch diese landschaftliche Einbindung erinnert das Krematorium an Bruno Tauts expressionistische Visionen von „Stadtkronen“ und „Alpiner Architektur“. Als Frontispiz für seine Publikation „Die Stadtkrone“ diente Taut eine Darstellung der hl. Barbara von Jan van Eyck. Das Gewand der Barbara zeigt einen auffällig der kristallinen Form entsprechenden Faltenwurf. Das alles überragende Hauptmotiv ist der Bau eines gotischen Kirchturms. Dieser dominiert eine sich weit erstreckende Hintergrundleitung.

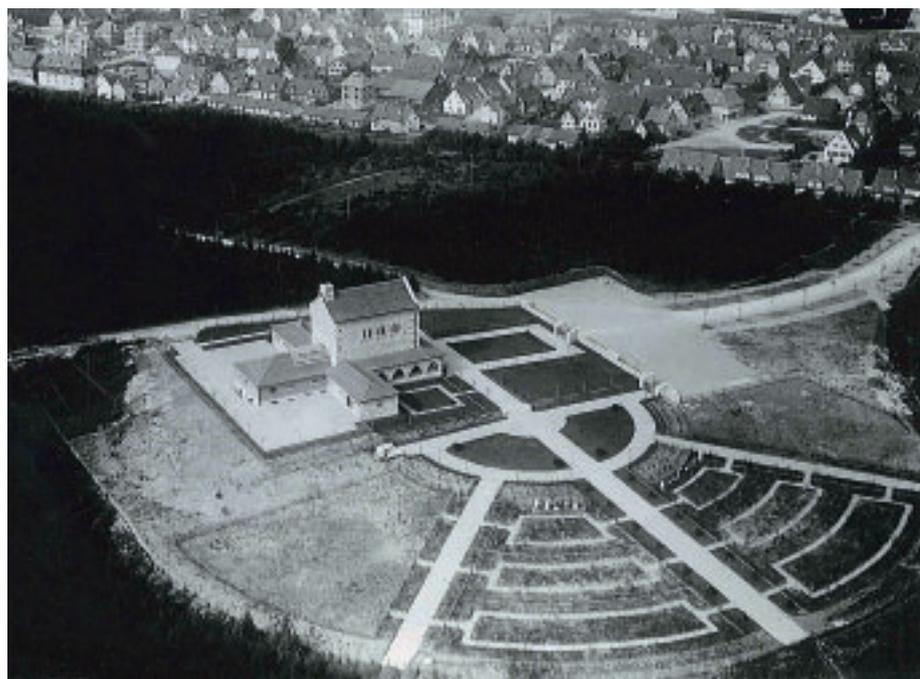
Die expressionistischen Visionen haben ihre Vorläufer in der Art, wie im nationalen Denkmalkult des 19. Jahrhunderts Architektur in der Landschaft inszeniert wurde. Letztlich geht die Standortwahl auf den Gedanken der Ästhetisierung der Natur in der Gestaltung von Landschaftsgärten seit dem späten 18. Jahrhundert zurück. Waldfriedhöfe sind eine spezielle Variation dieses Themas. Unabhängig von Friedhöfen oder Landschaftsparks wurden

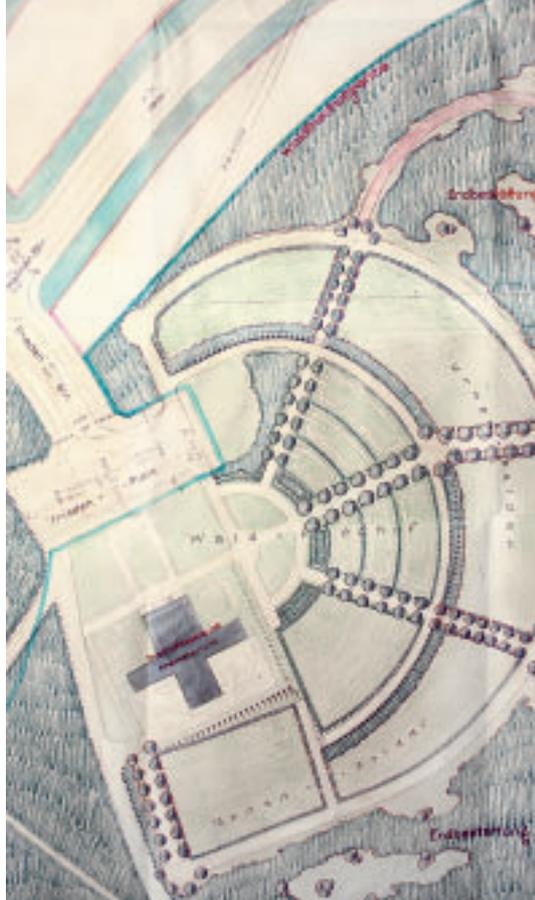
besonders im letzten Drittel des 19. und im frühen 20. Jahrhundert national-patriotische Denkmäler der kleindeutsch-preußischen Kaiserzeit als die Landschaft dominierende pathetische Monumente inszeniert. Ihre Gestalt war häufig an antiker Tempel- oder Mausoleumsarchitektur orientiert. Mausoleen gehörten vielfach, als Rückgriff auf die Antike und als elitäre Begräbnisstätte, zur Ausstattung der frühen Landschaftsgärten des späten 18. Jahrhunderts. Dieser Bautyp stellt in seiner Mischung aus Denkmal und Gebäude die monumentalste Form eines Grabmals überhaupt dar. Nach Wolfgang Pehnt war der Typus des Mausoleums des Ostgotenkönigs Theoderich in Ravenna eine wichtige Bezugsgröße für in die Landschaft hineinwirkende Großmonumente. Bezogen auf den Typus des steil aufragenden Krematoriums, wie ihn etwa das Krematorium von Fritz Schumacher in Dresden-Tolkewitz von 1909 bis 1911 verkörpert, handelt es sich also um eine Metamorphose des antiken Mausoleums für eine Einzelperson zum Totenmonument der Volksgemeinschaft.

Sinnbild demokratischer Gleichheit

Der Entwurf für ein Krematorium in Form einer ägyptisierenden Pyramide auf dem Montmartre aus der Zeit der Französischen Revolution verband laut Henning Winter den Gedanken der Feuerbestattung mit der demokratischen Idee von der Gleichheit, die „(...) durch die alle Personen gleichmachende Wirkung der Flamme (versinnbildlicht)“ werden sollte. Das seit der ägyptischen Grabarchitektur geläufige Motiv des Durchschreitens des Tors zum Jenseits symbolisiert das Schwenninger Krematorium dadurch, dass es mit seiner Hauptfront über den Friedensplatz auf die Stadt hin aus-

11 Historisches Luftbild (um 1928).





gerichtet ist, und die Toten durch das Krematorium auf den Urnenhain gelangen. Dieser ist radial auf einem Plateau unterhalb des Krematoriums angelegt und, wie Feucht formulierte, mit „dessen Vorhof organisch verbunden. Die Hauptwege mit ihren Alleen geben ihm eine scharf umrissene architektonische Gestalt und gliedern ihn in eine Anzahl Räume, die, obwohl voneinander getrennt, doch ein gemeinsames Ganzes bilden. Diese Räume werden durch Hecken unterteilt, welche einen wirkungsvollen Hintergrund für die Grabstätten geben. Denn die Urnen werden zweckmäßig und schön im freien untergebracht, die Aschekapsel der Erde beigesetzt.“

Auf die Einrichtung eines Kolumbariums, also einer Mauer mit Urnennischen, sei, so Feucht, bewusst verzichtet worden. Denn sie hätten der Absicht „(...) eine Stätte tiefer Wehmut und ruhiger stiller Ergebung (für Jedermann)“ zu schaffen, widersprochen. Ein Kolumbarium hätte also eine gewisse Hierarchisierung innerhalb der Bestattungskultur bedeutet, die nach dem demokratischen Gleichheitsgrundsatz nicht erwünscht war. So gesehen symbolisieren die Urnenhaine mit einheitlichen Urnenreihengräbern die Gleichheitsidee in Reinform. Die radiale Anordnung der Urnenhaine zeigt in ihrer geometrischen Großform das Prinzip des reduktionistischen Funktionalismus (Abb. 11). Sie spiegelt die Rationalisierung und Normierung der industriellen Produktionsweise der demokratischen Gesellschaft wider. Der gekurvte, durch Hecken unterteilte Außenraum erinnert an industrielle Produktionsabläufe in rotierenden Fördergeräten und an den Rhythmus der

unerbittlich voranschreitenden Zeiger der die Zeit rationalisierenden Uhr. Die „Jedermann“ werden hier in einem jeweils gärtnerisch gleich gestalteten Außenraum in einer gleichartigen Urnenreihengräberreihe in der Abfolge der eingehenden Bestattungen nacheinander beigesetzt. So gesehen ist die Kombination aus Krematorium und Urnenhain eine Anlage der rationalistischen Architektur der 1920er Jahre (Abb. 12). Das Schwenninger Krematorium wurde im Zuge der 1991 notwendig gewordenen Sanierung und Modernisierung der technischen Ausstattung als Kulturdenkmal erkannt.

Dieser Text ist ein überarbeiteter Auszug eines Vortrags zu den städtischen Zweckbauten der 1920er Jahre in Schwenningen, dort am 18. Januar 2013 gehalten im Rahmen einer Vortragsreihe zur Ausstellung „Hans Herkommer (1887–1956)“. Die Ausstellung wird im Herbst 2013 in der Stuttgarter Architekturgalerie am Weißenhof gezeigt werden. Für Auskünfte, Hinweise und Unterstützungen danke ich: Dieter Baumann, Michael Hütt, Roland Kleiser, Christine Lauble-Klepper, Ute Schulze, Maria Storz und Martina Storz-Osimani.

Literatur und Quellen

- Henning Winter: Die Architektur der Krematorien im Deutschen Reich 1878–1918, Dettelbach 2001.
- Ingeborg Kottmann: Das Krematorium auf dem Waldfriedhof (1. Teil), in: Das Heimatblättle, 48/6, 2000 (Schwenninger Monatsschrift), S. 5–9.
- Wolfgang Pehnt: Die Architektur des Expressionismus, Ostfildern 1998.
- Werner Hegemann: Hans Herkommer. F. E. Hübsch, Berlin/Leipzig 1929 (= Neue Werkkunst.)
- Julius Feucht: Das Krematorium in Schwenningen a. Neckar, in: Verein für Feuerbestattung e.V. Schwenningen am Neckar (Hrsg.): Festschrift zur Weihe des Krematoriums in Schwenningen a. N. am 8. Juli 1928 auf dem Friedensplatz, Schwenningen 1928, S. 11–14.
- Stabsstelle Archiv und Dokumentenmanagement, Stadtarchiv Villingen Schwenningen (SAVS), Bestand 3.1–3, Nr. 340, Nr. 5848, 5852.

Praktischer Hinweis

Besichtigungen sind nur mit Führung möglich:
Krematorium Villingen-Schwenningen
Am Waldfriedhof 15
78056 Villingen-Schwenningen
Telefon 077 20/996 8623
Roland.Kleiser@Villingen-Schwenningen.de

Dr. Folkhard Cremer
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 26 – Denkmalpflege

Siedlung „Eiernes“ in Stuttgart-Heslach

Zurück zum einheitlichen Erscheinungsbild

Nach der Privatisierung einzelner Häuser in der denkmalgeschützten Siedlung „Eiernes“ in Stuttgart-Heslach erfuhr diese zahlreiche Veränderungen, die das einheitliche Erscheinungsbild beeinträchtigten. Nach Aufstellung eines Denkmalpflegeplans im März 2011, in dem die denkmalpflegerischen Merkmale der Siedlung festgehalten werden, wurde in einigen Fällen die Wiederherstellung eines denkmalgerechten Erscheinungsbildes eingefordert. Mit Unterstützung der Mieter und Eigentümer konnte der bauzeitliche Siedlungsgedanke erhalten werden.

Claudia Frank-Sohnrey/Roland Schreglmann

Zur Linderung der Stuttgarter Wohnungsnot wurde in den Jahren 1925/1926 unter Federführung des städtischen Hochbauamts die Kleinhaussiedlung „Eiernes“ im Stuttgarter Süden, Stadtbezirk Heslach, erbaut. Auf dem knapp 4 ha großen Gelände wurden in kürzester Zeit viele nahezu gleiche und kostengünstige Häuser für die „minderbemittelte Bevölkerung“ errichtet, wie es in einer zeitgenössischen Publikation heißt. Jedes Haus erhielt ein Gartengrundstück mit circa 130 m² Grundfläche. Städtebaulich orientierte sich die Siedlung an den bereits bestehenden Gartensiedlungen und war hauptsächlich für Familien mit Kindern ausgelegt. Die kleinen Einfamilienhäuser wurden in Leichtbauweise als Holzkonstruktion erbaut und sollten nach einer Nutzungsdauer von 40 bis 50 Jahren wieder entfernt werden.

Die Siedlung umfasst 176 Häuser, die in drei Haustypen untergliedert sind: der Zweizimmertyp mit etwa 54 qm, der Dreizimmertyp mit circa 58 qm und der Vierzimmertyp mit ungefähr 60 m². Die eingeschossige Bauweise bewirkt eine angenehme Maßstäblichkeit des Straßenbildes. Unter Berück-

sichtigung der leichten Hanglage wurden die Häuser vereinzelt mit einem Kniestock erbaut. Sie stehen hauptsächlich in Reihe und sind straßenseitig von Vorgärten sowie rückseitig von eigenen kleinen Gärten umgeben. Der Straßenraum ist bewusst reduziert gehalten. Die Kleinhaussiedlung wird durch die klare Fassadengliederung mit einfachen Elementen wie Holztüren, Holzfensterläden und liegenden Fensterformaten geprägt. Hinzu kommen der einheitliche helle Farbton der Fassaden und die bepflanzten Vorgärten (Abb. 1; 2).

Im Jahr 1986 wurde die weitgehend original erhaltene Kleinhaussiedlung als Sachgesamtheit in die Liste der Kulturdenkmale aufgenommen, da an ihrer Erhaltung als typisches Zeugnis des gemeinnützigen Siedlungsbaus der 1920er Jahre aus wissenschaftlichen (architektur- und stadtbauhistorischen) Gründen ein öffentliches Interesse besteht. Bis 2004 war die kommunale Stuttgarter Wohnungs- und Städtebaugesellschaft mbH (SWSG) alleinige Eigentümerin und Verwalterin der 176 Häuser. Seitdem wurden sie von der SWSG an Privatpersonen veräußert. Die Denkmalschutz-



1 Historische Aufnahme aus dem Schwalbenweg (1923).

2 Aufnahme aus dem Habichtweg im Jahr 2007.



3a und b Falscher (links) und richtiger (rechts) Farbton der Eingangstür.



behörde der Stadt Stuttgart entwarf daraufhin ein Faltblatt, das allgemein über die Siedlung und deren Denkmalschutzvorgaben informierte. Es wurde 2007 an jeden Haushalt verteilt, diese Aktion traf jedoch auf wenig Resonanz.

Veränderungen in der Siedlung

Bis zum Jahr 2010 waren circa 80 Häuser verkauft, und es zeichneten sich auffällige Veränderungen ab: Unterschiedliche Farbgestaltung der Fassaden, die Vorgartenflächen wurden versiegelt und als Abstellflächen für Fahrräder oder Ähnliches verwendet, Kunststoffenster mit Vorbaurollläden wurden eingebaut. Daher sah sich die zuständige untere Denkmalschutzbehörde, die Stadt Stuttgart, auch auf Drängen des Bezirksbeirats, erneut veranlasst zu handeln.

Um einen tatsächlichen Stand der Veränderungen innerhalb der Siedlung festzustellen, wurde die Sachgesamtheit im Spätherbst 2010 von der zuständigen Denkmalschutzbehörde begangen und jedes Haus von außen fotografisch dokumentiert. Dabei wurden die massiven Veränderungen ersichtlich.

Häufig gab es große Unterschiede zwischen individuellem Gestaltungsanspruch der Eigentümer und denkmalpflegerischer Zielsetzung. Wegen der starken und immer weiter zunehmenden Veränderungen musste nun schnellstmöglich gehandelt werden, um den Charakter der Siedlung und damit auch die Denkmaleigenschaft der Sachgesamtheit zu erhalten.

Aufstellung eines Denkmalpflegeplans

Die Untere Denkmalschutzbehörde entschloss sich, eine Gestaltungsvorlage in Form eines Denkmal-

pflegeplans zu erarbeiten. Dieser soll den Hauseigentümern und Mietern, die Veränderungen an ihren Häusern vornehmen möchten, eine Hilfestellung geben. Maßnahmen sind darin detailliert beschrieben und verbindlich geregelt.

Es werden genaue Vorgaben zur farblichen Gestaltung von Haustüren, Klappläden, Fenstern sowie Wand- und Sockelflächen getroffen. Ebenso sind die Dacheindeckung mit Biberschwanzziegeln und der Umgang mit den Dachgauben geregelt. Eine Begrünung der Vorgärten mit Rasen, kleinen Hecken und Sträuchern wird angestrebt. Die Einfriedung der Vorgärten ist mit hölzernen Zäunen, in zwei Varianten je nach Tiefe des Gartens, möglich. Auch die Gestaltung weiterer Elemente, die im historischen Bestand nicht vorhanden waren wie Vordächer, Außenleuchten und Briefkastenanlagen, wird vorgegeben.

Ergänzend wird darauf hingewiesen, dass die Einhaltung des Denkmalpflegeplans den Eigentümer nicht von seiner Genehmigungspflicht entbindet. Somit entfaltet der Plan keine rechtliche Bindungswirkung und ist als Handlungsleitfaden für die Eigentümer zu verstehen.

Um einen möglichst großen Zuspruch sowohl bei den Mietern als auch den Eigentümern zu erhalten, wurde der Denkmalpflegeplan mit dem Landesamt für Denkmalpflege, mit der SWSG und dem Mieterbeirat (gewählte Vertreter der Mieter) der Siedlung abgestimmt. Zugleich wurde die Kommunalpolitik, in diesem Fall der Bezirksbeirat, vom Vorhaben der Denkmalpflege informiert.

Wiederherstellung eines einheitlichen Erscheinungsbildes

Anhand der bestehenden Dokumentation wurden die für die Siedlung prägenden Merkmale heraus-

gearbeitet. Übergeordnetes Interesse besteht zweifelsohne am einheitlichen Erscheinungsbild. Somit war primäres Ziel, die farblichen Veränderungen an den Fassaden und die Versiegelungen in den Vorgärten zu entfernen. Das Innere und die Rückseiten der Häuser sind in diesem Zusammenhang zurückgestellt worden, obwohl im Denkmalpflegeplan auf beide Punkte eingegangen wird. Nach Aufstellung aller ungenehmigten Maßnahmen wurde nach eingehender Beratung entschieden, welche Verstöße verwaltungsrechtlich verfolgt werden. In diese Entscheidung flossen sowohl die denkmalpflegerischen Belange als auch die Grundsätze der Verhältnismäßigkeit mit ein. Insgesamt wurden 50 Fälle festgestellt, bei denen ungenehmigte Veränderungen den Denkmalcharakter unverhältnismäßig beeinträchtigten. Zumeist waren dies die abweichenden Farbgestaltungen der Fassaden, Hauseingangstüren und

Klappläden. Hinzu kamen die unterschiedlichen Gestaltungen der Vorgartenflächen. Die Vorgärten wurden vereinzelt versiegelt und als Abstellfläche für Fahrräder oder Ähnliches verwendet. Aus energetischen Gründen wurden die vorhandenen Briefschlitze in den Eingangstüren verschlossen und freistehende Briefkästen, zumeist in Edelstahl, im Vorgarten errichtet. Der Einbau von Kunststofffenstern mit Vorbaurolläden schloss die Liste der ungenehmigten Baumaßnahmen ab. Nach sorgfältiger Prüfung nahm die Verwaltung in 30 Fällen Kontakt zum jeweiligen Eigentümer auf, um den Rückbau dieser Maßnahmen zu erwirken. Auf diese Weise konnten einige ungenehmigte Maßnahmen in Abstimmung mit der Unteren Denkmalschutzbehörde zurückgeführt werden. Zu jener Zeit war bereits der Wille der Bewohner des „Eiernestes“ erkennbar, den Charakter der Kleinhaußsiedlung zu erhalten. Zur Durchsetzung der



4a und b Kunststofffenster mit Vorbaurolladen und dreiflügliges Holzfenster ohne Vorbaurolladen.



5a und b Falscher (linkes Bild, linke Gebäudeseite) und richtiger (rechts) Fassadenfarbton.

denkmalpflegerischen Forderungen mussten nochmals 20 Rückbauverfügungen erlassen werden. Lediglich drei Eigentümer legten Widersprüche gegen die Verfügungen der Verwaltung ein. Mit allen Eigentümern konnte sich die Verwaltung, gegebenenfalls durch Verlängerung der Rückbaufrist, außergerichtlich einigen.

Siedlungscharakter wurde erhalten

Nach über einem Jahr sind die Verbesserungen im gesamten „Eiernest“ ersichtlich geworden. Nachdem die Häuser wieder ihren historischen Farbton erhalten hatten und die Vorgärten bepflanzt worden waren, kehrte der einheitliche Siedlungscharakter zurück. Ein großes Dankeschön sei an dieser Stelle allen Bewohnern im „Eiernest“ ausgesprochen, die es verstanden haben, in welcher attraktiver Siedlung sie leben. Die Bewohner haben die Pflege des Kulturdenkmals als Chance erkannt und so die Harmonie und Einzigartigkeit der Siedlung bewahrt (Abb. 3–5).

Fazit

Allein mit der Anwendung des Verwaltungsrechts kann keine Siedlung erhalten werden. Es bedarf immer der Mitwirkung der Bewohner, die durch die Aufstellung des Denkmalpflegeplans sensibilisiert wurden. Bevor nun bauliche Veränderungen geplant und ausgeführt werden, können die Belange der Denkmalpflege von allen im gleichen Maße berücksichtigt werden. Die Untere Denkmalschutzbehörde stellt gleichzeitig einen ver-

mehrten Eingang von Anträgen auf denkmalrechtlich-entscheidungen fest. Dieser Artikel soll einerseits die Denkmalschutzbehörden und andererseits die Bewohner anderer Siedlungen ermutigen, für ihre Siedlungen einzustehen und diese authentisch zu erhalten.

Literatur

- Nicola Halder-Hass/Beate Wolf: Siedlung Eiernest in Stuttgart, in: Schriftenreihe des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz: Zukunft denkmalgeschützter und privatisierter Siedlungen – Zum Umgang mit privatisierten Siedlungen, Bd. 72, Bonn 2007, S. 54–55.
- Frank Gericke: Eiernest, in: WohnOrte – 50 Wohnquartiere in Stuttgart von 1890 bis 2002, hg. v. Christina Simon/Thomas Hafner, Stuttgart 2002, S. 82–83.
- Weisser: Stuttgarter Randsiedlungen, in: Bosch-Zünder – Zeitung für die Mitarbeiter der Bosch-Gruppe, Stuttgart: Bosch AG, 14.1932, 2. Heft, S. 42–45.

Praktischer Hinweis

Der Denkmalpflegeplan zur Siedlung „Eiernest“ kann auf der Homepage der Landeshauptstadt Stuttgart eingesehen oder herunter geladen werden: www.stuttgart.de

Claudia Frank-Sohnrey
Roland Schreglmann
 Untere Denkmalschutzbehörde Stadt Stuttgart
 Eberhardstraße 10
 70173 Stuttgart

Für immer verloren



Ein Bauwerk fällt Die Eisenbahnüberführung Weiherfeld in Karlsruhe

Eines seiner schönsten technischen Denkmale wird Karlsruhe in diesem Jahr verlieren. Die Eisenbahnüberführung Weiherfeld zwischen den Ortsteilen Weiherfeld und Beiertheim überbrückt eine Straße, einen Geh- und Radweg und die Alb. Zwei Reihen schlanker Pendelstützen teilen die drei gleich großen Bereiche. Außerdem ist das Stahlbauwerk aus Trägern und Platten zusammengesetzt, feingliedrige Geländer und das Muster der Nieten bilden die Bauzier. Seitlich ruht der Brückenkörper auf den Widerlagern, die mit ihrem Bossenmauerwerk aus Buntsandstein und den abgetreppten Rändern den Bahndamm befestigen. Ursprünglich gab es vier Eisenbahnüberführungen, alle um 1910 in gleicher Konstruktion und Gestaltung errichtet. Sie sind Teil des Kulturdenkmals Hauptbahnhof Karlsruhe, zu dem nicht nur das Empfangsgebäude und die technischen Anlagen, sondern auch die gesamte Bebauung des Bahnhofplatzes gehören. 2002 wurde die Genehmigung zur Erneuerung der Brücke über der Schwarzwaldstraße erteilt. Die Überführungen östlich des Hauptbahnhofs in der Ettlinger und der Mittelbruchstraße sind noch erhalten. Warum muss das Bauwerk fallen? Problematisch sind die Pendelstützen aller vier Brücken. Da sie

dem Aufprall durch ein Fahrzeug nicht gewachsen wären, wurden ihre Fußpunkte durch Betonquadern geschützt – im Fall der Eisenbahnüberführung Weiherfeld sind sie niedrig und nur wenig störend. Ein Statikgutachten zeigt jedoch ein unlösbares Problem auf. Durch eine Verformung im östlichen Widerlager hat sich das ganze Bauwerk verschoben. An den Pendelstützen ist die Schiefstellung kaum zu sehen, nachgewiesen wurde jedoch, dass die westlichen Rollenlager bereits direkt an der Wand liegen und nicht mehr ausweichen können. Alle diese Probleme könnten möglicherweise behoben werden, nicht aber die Reckalterung des Stahls, eine Versprödung, die durch die Verformung hervorgerufen wurde.

So bleiben als Erinnerung an die Eisenbahnüberführung Weiherfeld nur Dokumentation und Fotos sowie die Hoffnung, dass den beiden noch bestehenden Brücken noch eine längere Lebensdauer beschieden sein wird.

*Dr. Ute Fahrbach-Dreher
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege*

Glossar

Pendelstütze

Stütze, die an beiden Enden ein in einer Richtung bewegliches Lager hat.

Widerlager

Übergang zwischen der Brückenkonstruktion und dem Erddamm

Ortstermin



Ruine im lieblichen Tal Neue Führungs- und Informationstafeln für Kloster Frauenalb (Lkr. Karlsruhe)

Wanderern und Festspielgängern ist sie ein Begriff. Dem Fremden verheißen die idyllisch im Tal der Alb schon von Weitem sichtbaren Doppeltürme der ehemaligen Klosteranlage Frauenalb ein wild-romantisches Freizeiterlebnis. Während der Ausflügler nun aus der Bahn oder mit dem Pkw kommend dem erwarteten Ruinenfeld zustrebt, wird er gewahr, dass hier noch ein weltliches Frauenalb mit Wohnhäusern, mittelständischen Betrieben, Pflegeeinrichtungen und einem Gasthof existiert. Außerdem drängt sich ihm das Gefühl auf, sich von der falschen Seite zu nähern, denn die Turmfassade der Kirchenruine liegt auf der dem Besucher abgewandten Bergseite.

Die „Stiftung Frauenalb“, 1959 von den Städten Karlsruhe und Ettlingen und dem Landkreis Karlsruhe gegründet, ließ nun in Zusammenarbeit mit der staatlichen Denkmalpflege eine neue Beschilderung ihres „Schützlings“ erstellen, die den Bedürfnissen der Ankommenden gerecht wird. Da die Besucher hinter dem Kloster eintreffen, verschafft bereits hier im Klosterhof eine große Tafel Orientierung. So werden die Ausmaße der verlorenen beziehungsweise gar nicht erst zur Vollendung gekommenen Gebäude erfahrbar und dabei auch die ersten Fragen an den Ort beantwortet: Der Umstand, dass die mächtige Doppelturmfas-

sade wenig einladend gegen den Berghang weist, ist der traditionellen Ostorientierung von Kirchen geschuldet, die der Architekt akkurat umsetzte. Vom Klosterhof aus kann sich der Besucher nun anhand von 13 illustrierten Texttafeln durch und um den Klosterbezirk leiten lassen und dabei Einblick in Vergangenes nehmen, um Gegenwärtiges zu begreifen. Bauliche und sozialhistorische Hintergründe, Industriegeschichte, Ausblicke in die reizvolle Natur und Einblicke in das Leben der hier ansässigen „Klosterprinzessinnen“ werden zurückhaltend, ansprechend und gut lesbar präsentiert (Abb. 1).

Der vorgeschlagene Rundgang führt zunächst an den ehemaligen Wirtschaftsgebäuden des Klosters vorbei, die in nachklösterlicher Zeit eine Karriere als Luftkurhotel, Brauereigastonomie, Erholungsheim und Gauschulungsburg machten. Dann nähert sich der Besucher der Schnittstelle zum ehemals geschlossenen Klosterbereich, wo er durch das kleine, aber aufwendig gestaltete Nordportal die Ruine des vor 160 Jahren zerstörten Kirchenschiffs betritt. Im Inneren wurden keine Führungstafeln aufgestellt, um ein freies Umherwandeln zu ermöglichen. Beredt künden die Reste der mächtigen Wandpfeiler von eingestellten Kapellen, lastenden Emporen und dem Tonnengewölbe mit seinen Stichkappen, auch

1 Tafel am Konventhof.



wenn von der einst reichen Stuckausstattung und den Malereien nichts erhalten blieb.

Die Klosterkirche nach Süden verlassend, tritt der Besucher hinaus in den Bereich des ehemaligen Konvents. Der früher von vier Seiten hoch umschlossene Kreuzgang ist durch niedrige Mauern in seinen Abmessungen wiederhergestellt worden. Ganz anders als einst die Klosterfrauen kann der Gast einen stimmungsvollen Ausblick ins grüne Alb tal genießen und sich anhand der bebilderten Informationstafeln im Vorbeigehen an den Stationen mit der Geschichte des Konvents und dem Leben seiner adeligen Bewohnerinnen vertraut machen.

So ist zu erfahren, dass das Kloster Frauenalb um 1185 von der Adelsfamilie der Ebersteiner gestiftet wurde. In einem geistlichen Umfeld sollten hier unverheiratete oder verwitwete Frauen des Hauses und befreundeter Familien ein beschütztes und abgesichertes Auskommen finden. Gleichzeitig verhalfen sie der Stifterfamilie zu politischem Ansehen, und die zu erwartenden Schenkungen und die Mitgift der Konventualinnen mehrten ihr Vermögen. Aufgrund seines umfangreichen Grundbesitzes überstand das Kloster vorsätzliche und schicksalhafte Feuersbrünste und auch die Plünderungen nach der Reformation. An der Stelle des schadhaft gewordenen mittelalterlichen Baus beschloss der Konvent 1696 den groß angelegten barocken Neubau, in dessen Ruinen der Besucher heute steht.

Der Todesstoß für die religiöse Nutzung kam 1802 mit der Überführung in Staatseigentum im Zuge

der Säkularisation. Nach seiner Profanierung hatten die Konventgebäude als Fabrik, Lazarett und Brauerei zu dienen. Alle Unternehmen blieben jedoch erfolglos und die anschließende Versteigerung an Privatleute führte zur Zerstückelung der Liegenschaft, begünstigte die Verwahrlosung der Gebäude und untergrub das lenkende Eingreifen von behördlicher Seite. Zuletzt machte 1853 ein Großbrand die Benutzbarkeit der Klostergebäude endgültig zunichte.

Auf neu ausgebauten Straßen nach Herrenalb kamen seit Mitte des 19. Jahrhunderts die Touristen, und die malerische Klosterruine wurde zum geschätzten Ausflugsziel. Der frühzeitigen Unterschutzstellung durch die amtliche Denkmalpflege ist es zu verdanken, dass die Klosterbauten heute in einer weitgehend unbebauten Umgebung erlebbar sind.

Der Rundgang führt nun zurück in die Kirche und durch die Vorhalle des Westwerks, wo der Besucher der Klosterfrauen gedenken kann, die hier einst zur ewigen Ruhe gebettet waren, bevor eine Brauerei die Gewölbe zum Keller umfunktionierte und ihre Grabplatten und Gebeine auf den Kirchhof von Marxzell geschafft wurden.

Nachdem hier die höchstgelegene Stelle des Rundgangs erreicht ist, weist eine Informationstafel bei einer unscheinbaren Freitreppe auf ein besonderes, wenn auch nicht öffentlich zugängliches Kleinod hin. Durch ein schmiedeeisernes Tor bietet sich bergan der Blick auf das in der Region einzigartige, in einem eingefriedeten Terrassengarten gelegene barocke Wohnhaus der Äbtissin. Ihr allein war von ihrem repräsentativen Wohnsitz aus der Blick auf die Turmfassade ihrer Klosterkirche vergönnt (siehe großes Foto).

Vorbei an der heute als Wohnhaus genutzten Abtei endet der Rundgang am traditionsreichen Gasthof König von Preußen, in dem schon der bekannte Karlsruher Kolumnist und Mundartdichter Fritz Römhildt (1857–1933) häufig zu Gast war.

Literatur

Bernd Breitkopf (Hrsg.): Frauenalb. Streifzug durch 800 Jahre Geschichte, Ubstadt-Weiher 2008.

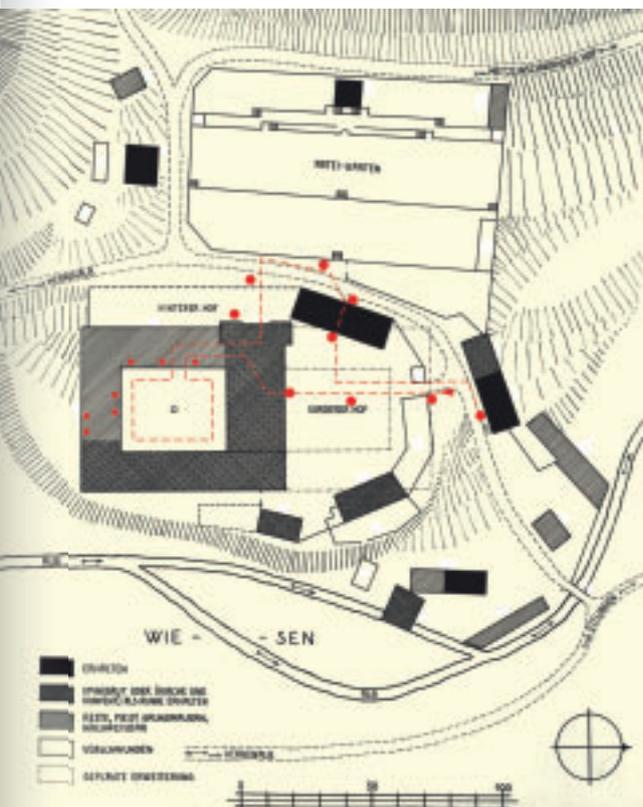
Praktischer Hinweis

Die Außenanlagen des Klosters mit den Informationstafeln sind frei zugänglich.

Dr. Isolde Dautel
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege



3 Inneres der Kirchenruine.



2 Standorte der Führungstafeln.

Denkmalporträt



Schulgebäude auf dem Land Die Dorfschule von 1938 in Berg bei Friedrichshafen

Der Kirchweiler Berg gehört zu Ailingen, einem aus mehreren Orten bestehenden Stadtteil von Friedrichshafen. Trotz einiger großer Neubauten ist Berg bis heute wesentlich geprägt von der weithin sichtbaren Kirche St. Nikolaus, dem Pfarrhaus und dem alten Schulhaus auf der Anhöhe, die der Siedlung ihren Namen gibt. Unweit dieses historischen Zentrums wurde 1937/1938 am südöstlichen Ortsrand im unmittelbaren Anschluss an das offene Feld eine neue zweiklassige Schule errichtet. Der Friedrichshafener Architekt Theodor Sterkel hatte sie entworfen als zusammenhängende Gebäudegruppe aus Schulhaus, Lehrerwohnhaus und offener Halle. Ihre am dörflichen Maßstab orientierte schlichte Grundhaltung ist wesentlich für den Denkmalwert: Das scheinbare Fehlen des „Besonderen“ war hier Programm, es stellt eine in der Schulbaugeschichte erarbeitete Qualität dar. Bis zum 19. Jahrhundert gab es in den Dörfern nur selten eigens zu diesem Zweck errichtete Schulbauten; meist dienten die Wohnstuben der Schulmeister als Unterrichtsraum. Erst in den Jahrzehnten nach 1800 entstanden auf dem Lande mehr Schulgebäude, für deren Gestaltung es allerdings zunächst kaum Richtlinien gab. Ihre Architektur orientierte sich häufig an Amts- oder Pfarrhäusern.

Für diesen Bautyp ist das ältere Berger Schulhaus von 1828 ein gutes Beispiel: ein zweigeschossiger Massivbau mit Krüppelwalmdach, die Lehrerwohnung im Erdgeschoss, darüber der Schulsaal. In der zweiten Jahrhunderthälfte wurden ausführliche staatliche Schulbaurichtlinien aufgestellt, allerdings mit dem Schwerpunkt auf Hygienevorschriften. Entsprechend dem Zeitgeschmack hielt nun die akademische Stilarchitektur mit ihren Formzitate aus der Kunstgeschichte auch Einzug auf dem Land. Die damals entstandenen Dorfschulen boten zwar ausreichend Platz, ihre architektonische Ausgestaltung wirkte jedoch fremd. Kritik daran kam um 1900 auf: Beschleunigt wurde sie durch ein Referat des Architekten und Hochschullehrers Theodor Fischer auf dem 1. Deutschen Kunsterziehungstag 1901. Fischers Plädoyer gegen die inzwischen massenhaft gebauten und mit Stilarchitektur gezierten Schulhäuser wurde rasch als Aufsatz in vielen Tageszeitungen und Fachzeitschriften gedruckt und weiter verbreitet. Danach reichten wenige Jahre aus, um den dörflichen Volksschulbau in ganz Deutschland auf eine andere Grundlage zu stellen – fortan sollten bei der Planung nicht nur alle pädagogischen und hygienischen Errungenschaften berücksichtigt, sondern

auch eine bessere Anpassung an die jeweilige Umgebung und somit an die Erfahrungswelt der Schulkinder auf dem Dorf zur Regel werden.

Zu den staatlichen Vorreitern dieser Bewegung, die vom 1904 gegründeten Bund für Heimatschutz mitgetragen wurde, zählten das Großherzogtum Baden und das Königreich Württemberg. Als Ideal galt ein Gruppenbau auf herausgehobenem Platz, in der Größe an Bauernhäuser angepasst und gleichzeitig dem kindlichen Maß entsprechend. Die Klassenräume und das Lehrerwohnhaus sollten aufeinander bezogen sein, ohne die Gesundheit der Kinder und die schutzwürdige Privatsphäre der Lehrerfamilie zu vernachlässigen. Bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs wurden viele Dorfschulen dieses Typs ausführlich publiziert. Von einer flächendeckenden Erneuerung konnte jedoch keine Rede sein. Der Krieg und die Zeit der wirtschaftlichen Not im Nachkriegsdeutschland verhinderten das.

An der im so genannten Dritten Reich geplanten Volksschule von Berg sind die Grundgedanken des Reformschulhausbaus wieder angewandt: Es handelt sich um eine zusammenhängende Gebäudegruppe aus zwei eingeschossigen Putzbauten, die parallel, aber gegeneinander leicht versetzt mit dem Giebel zur Straße stehen, verbunden durch einen niedrigeren Querbau. Das Wohnhaus mit seinen heimeligen Fensterläden ist mehr zum Dorf hin orientiert, während der etwas strengere, mit den charakteristischen Gruppenfenstern ausgestattete Schultrakt den Pausenhof begrenzt und in die Landschaft hineinwirkt. Beide Bauten werden optisch zusammengefasst durch eine verbindende Halle, die sich zum Hof hin zwischen hölzernen Stützen öffnet. Hier liegt auch der Haupteingang. Durch die ruhige Großform einfacher rechteckiger Baukörper mit steilem Satteldach ordnet sich die Schulanlage im Sinne Theodor Fischers und der zeitgenössischen „Stuttgarter Schule“ in das dörfliche Ortsbild ein, ohne ihre Entstehungszeit im 20. Jahrhundert zu verleugnen. Ein vergleichender Blick in die offizielle Schulbauliteratur dieser Zeit zeigt, dass es sich hierbei um die freie Variante eines Typus handelt, der anhand mehrerer Beispiele als vorbildlich dargestellt wurde. Diese architektonische Haltung geht konform mit der Übernahme reformpädagogischer Ansätze in die NS-Schulpädagogik. Unter dem ideologischen Vorzeichen der „Volksgemeinschaft“ wurden alternative Erziehungsformen und die Kindorientierung der Reformpädagogik aufgegriffen, weil diese besonders geeignet schienen, um Begeisterung und Zusammengehörigkeitsgefühl der Jugend zu befördern. Wegen dieser Vereinnahmung gab es in der jungen Bundesrepublik weitgehend keinen Rückbezug mehr auf die Schulhaustypen, die von der Heimatkunstabewegung in Zusammenarbeit mit der



1 Das Lehrerwohnhaus und der Zwischenbau mit der obligatorischen Toilettenanlage für die Buben und Mädchen von der Schulhofseite.

Reformpädagogik entwickelt worden waren. Schulhausneubauten repräsentierten spätestens seit Mitte der 1950er Jahre durch ihre Gestaltung die neue demokratische Gesellschaft und ihr Verständnis von moderner Erziehung und Bildung. Zur Umsetzung dieser Ziele konnte man auf die „moderne“ Konzeption und Formensprache zurückgreifen, die von den Vertretern fortschrittlicher Architektur in der Weimarer Republik bereits entwickelt worden war. Diese andere – ideologisch weniger belastete – Architektur wurde zum Leitbild, nicht nur für den Schulbau.

Literatur

Schulbauten. Volksschulen, Band III der Buchreihe des Zentralblattes der Bauverwaltung, hg. v. Preußischen Finanzministerium, Berlin 1940. Mit einleitendem Text von Ministerialrat Hane, Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.

Martin Elsässer: Das Schulhaus gestern und heute, in: Handbuch der modernen Architektur, hg. v. Reinhard Jasper, Berlin 1957.

Martina Goerlich
Dr. Michael Ruhland
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 26 – Denkmalpflege

2 Die Dorfschule liegt am südöstlichen Ortsrand und öffnet sich zu den Feldern und Wiesen, rechts der historische Ortskern um die Kirche St. Nikolaus.





Vorschauprogramm für den 8. September 2013
2013
Tag des offenen Denkmals
„Jenseits des Guten und Schönen: Unbequeme Denkmale?“
Baden-Württemberg

Das landesweite Veranstaltungsprogramm ist als Broschüre kostenfrei in vielen öffentlichen Gebäuden erhältlich. Außerdem steht es zum Download bereit unter: www.denkmalpflege-bw.de

Die landesweite Eröffnungsveranstaltung findet am 7. September im Salmen in Offenburg statt.

Mitteilungen

Tag des offenen Denkmals 2013

Staatssekretär Ingo Rust MdL vom Ministerium Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg – Oberste Denkmalschutzbehörde, Abteilungspräsident Prof. Dr. Claus Wolf vom Landesamt für Denkmalpflege sowie Edith Schreiner, Oberbürgermeisterin der Stadt Offenburg, laden Sie herzlich ein zur diesjährigen Eröffnungsveranstaltung des Tags des offenen Denkmals am Samstag, 7. September, um 10.30 Uhr im Salmen in Offenburg. Das ehemalige Gasthaus „Salmen“ war am 12. September 1847 Schauplatz der Proklamation der Forderungen des Volkes in Baden durch die radikaldemokratische Offenburger Versammlung. Im Jahre 1875 zu einer Synagoge umgebaut, fiel es wie unzählige andere jüdische Gotteshäuser am 10. November 1938 den Pogromen zum Opfer. Anlässlich des 150. Freiheitsfestes rückte der Salmen wieder in den Fokus des Bewusstseins, wurde 1997 von der Stadt erworben und restauriert. Seit 2009 ist der Salmen ein beliebter Ort für Kultur- und Festveranstaltungen.

Das Motto des Tags des offenen Denkmals 2013 „Jenseits des Guten und Schönen: Unbequeme Denkmale?“ wird von Dieter Bartetzko, Architekturkritiker der FAZ, im Festvortrag der Eröffnungsveranstaltung thematisiert. Auch die Führungen und Exkursionen am Nachmittag greifen das Motto auf und vertiefen es. Die Exkursionen führen zu den Bunkeranlagen des Westwalls und der Maginotlinie sowie zu den Klöstern Schuttern, Ettenheimmünster und Tennenbach, wo mit Geophysik ihren Spuren nachgegangen wird. Zwei parallel stattfindende Führungen bieten zum einen Einblicke in die Vielzahl von Kleindenkmalen in und um Durbach, zum anderen werden das Kul-

turforum (ehemalige Ihlenfeld-Kaserne) und das Sanierungsgebiet Mühlbachareal mit der Villa Bauer in Offenburg vorgestellt. Die Eröffnungsveranstaltung ist öffentlich, für die Teilnahme an den Führungen und Exkursionen ist eine vorherige Anmeldung erforderlich.

Viele meist nicht zugängliche oder der Öffentlichkeit nicht präsente Denkmale des Landes öffnen am Sonntag, 8. September, den Besuchern ihre Türen. Etwa 750 Denkmale in Baden-Württemberg, die oft verschlossen sind, können an diesem Tag besichtigt werden. Ab August liegt die Broschüre des Landesamts für Denkmalpflege mit dem kompletten Veranstaltungsprogramm zum Tag des offenen Denkmals 2013 in Baden-Württemberg in öffentlichen Gebäuden aus. Die Broschüre kann außerdem kostenfrei über das Landesamt für Denkmalpflege bezogen werden:

Landesamt für Denkmalpflege
im Regierungspräsidium Stuttgart
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Fax: 07 11/90445-249
E-Mail: denkmaltag2013@rps.bwl.de

Ab Anfang September steht zudem ein Download der kompletten Broschüre auf der Homepage der Landesdenkmalpflege zur Verfügung: www.denkmalpflege-bw.de

Allen Denkmalinteressierten und -engagierten wünschen wir einen spannenden und erlebnisreichen Tag des offenen Denkmals!

Aktion „Denkmalschutz und Schule – Grundschüler erleben Denkmale“ geht in die 5. Runde

Nachdem sich in den vergangenen vier Schuljahren landesweit rund 1100 Grundschüler aktiv mit Denkmalpflege auseinandergesetzt haben, ist bereits die Planung für das kommende Schuljahr 2013/14 angelaufen.

Die Aktion, eine Kooperation des Ministeriums für Finanzen und Wirtschaft/Landesamt für Denkmalpflege und dem Ministerium für Kultus, Jugend und Sport/Kompetenzzentrum für Geschichtliche Landeskunde im Unterricht sowie dem Architekten- und Ingenieurverein Stuttgart, basiert auf dem ehrenamtlichen Engagement zahlreicher Architekten, Ingenieure und Restauratoren.

Im Mittelpunkt steht die unmittelbare Begegnung der Schüler mit einem möglichst schulnahen Denkmal. Dabei können die interessierten Lehrer Objekte und Ansprechpartner aus einer nach Regierungspräsidien aufgeteilten Liste aussuchen und sich im Landesamt für Denkmalpflege anmelden.





Das Land stellt für jede teilnehmende Schulklasse eine Unkostenpauschale in Höhe von 200 Euro zur Verfügung. Damit sichergestellt ist, dass der Arbeitsalltag der Denkmalpfleger und Architekten auch wahrnehmbar ist, wurden die Objektlisten überarbeitet. Interessierte Grundschullehrkräfte sollten die Schulpost im Auge haben, können die Ausschreibung aber gerne auch direkt bei der Denkmalpflegepädagogik des Landesamtes anfordern: christiane.schick@rps.bwl.de
Erfahrungsberichte und weitere Informationen zur Aktion sind den Internetseiten der Landesdenkmalpflege unter www.denkmalpflege-bw.de/service/bildung zu entnehmen.

Neckar-Aktionstag am 29. September 2013: Spannende Erlebnisse in Esslingen und Nürtingen

Im Rahmen des Aktionstages „Unser Neckar“ des Ministeriums für Umwelt, Klima und Energiewirtschaft bietet das Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen a. N. eine Führung speziell für Kinder an. Am Sonntag, den 29. September 2013, haben 8- bis 12-Jährige die Gelegenheit, Ross- und Wehrneckar, Hammerkanal und Wasserhaus zu erforschen. „Wozu brauchen wir Wasser?“, „Was haben die Esslinger früher alles mit einem Mühlrad-

antrieb hergestellt?“, „Was sind Wasserrechte?“ – diese und viele weitere Fragen rund um die historische und heutige Nutzung der Neckarkanäle werden auf einem circa einstündigen Spaziergang spielerisch erklärt. Treffpunkt für die Führungen ist die Agnesbrücke, jeweils um 14 Uhr und 16 Uhr geht es los.

Ebenfalls vertreten ist die Landesdenkmalpflege mit einem Stand am Städtischen Kraftwerk und den Stauwehranlagen in Nürtingen in der Mühlenstraße. Dort bieten die Stadtwerke die Möglichkeit, das Kraftwerk zu besichtigen und sich mit den jüngsten Maßnahmen an den Anlagen vertraut zu machen. Den Programmflyer für die Veranstaltungen am Neckar im Großraum Stuttgart gibt es kurz vorher unter www.unser-neckar.de. Die Kinderführungen „Von Wäsche, Mehl und Streitigkeiten – Historische Neckarkanäle in Esslingen“ können bei Interesse auch zu anderen Terminen von Gruppen kostenfrei gebucht werden. Nähere Informationen dazu unter www.fische-frachter.de

Archäologische Kulturdenkmale in land- und forstwirtschaftlich bewirtschafteten Gebieten Tagung im Haus der Wirtschaft in Stuttgart

14. Oktober 2013, 10 bis 16.30 Uhr

Zahlreiche archäologische Denkmale befinden sich im Untergrund agrarisch genutzter Flächen. Eingriffe des konventionellen Acker- und Waldbaus in den Boden und damit einhergehende Erosionsprozesse können zur schleichenden Zerstörung von Bodendenkmalen führen. Wie wirken sich diese Vorgänge auf die Denkmalsubstanz aus? Welche Maßnahmen können zum langfristigen Erhalt des archäologischen Bodenarchivs in Agrarlandschaften beitragen? Was können wir partnerschaftlich für den Schutz unseres archäologischen Kulturerbes tun?

Junge Steinmetze bei der Arbeit 2012: Schüler der Hölderlin-Grundschule Lauffen a. N. vor der Regiswindiskirche.



Links: Ein imposanter Bau und ein Kulturdenkmal: das Städtische Kraftwerk in Nürtingen.

Rechts: Kloster Anhausen: Oberirdisch erhaltener Rest der nördlichen Seitenwand des gotischen Chors mitten im landwirtschaftlich genutzten Gebiet.



Ein Holzvollernter im Einsatz: Damit können Bäume über historische Wälle und Terrassenkanten gehoben werden, ohne diese zu beschädigen.

VIP-Erlebnistag auf der archäologischen Ausgrabung in Bad-Cannstatt. Rechts Valentin Geringswald, Gewinner beim landesweiten Fotowettbewerb zum Tag des offenen Denkmals 2012, im Gespräch mit dem Archäologen Dr. Andreas Thiel vom Landesamt für Denkmalpflege (li.).

Am 14. Oktober 2013 veranstalten das Ministerium für Finanzen und Wirtschaft, das Ministerium für Ländlichen Raum und Verbraucherschutz und die Landesdenkmalpflege eine Tagung zum Spannungsfeld land- und forstwirtschaftlicher Nutzung archäologischer Denkmalflächen. Im Rahmen von Vorträgen, Dialogen und einer Posterpräsentation können sich Mitarbeiter von Verwaltungen, Ämtern, Kommunen und Verbänden sowie weitere Interessierte über die aktuelle Praxis, rechtliche Grundlagen und gemeinsame Lösungsansätze der Denkmalpflege, der Land- und Forstwirtschaft sowie des Boden- und Naturschutzes informieren. Referieren werden Mitglieder des ressortübergreifenden Arbeitskreises „Archäologie und Landwirtschaft/Forst“. Sie stehen während der Veranstaltung für Fragen und Anregungen zur Verfügung. Die Tagungsthematik, Hintergründe, Fallbeispiele und Schutzmaßnahmen wurden vom Arbeitskreis für die Informationsbroschüre „Archäologische Bodendenkmale in Wald und Flur“ aufgearbeitet. Diese wird im Rahmen der Tagung erstmals präsentiert. Ab Mitte Oktober kann sie über das Lan-

desamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart kostenlos bezogen werden. Die Veranstaltung findet von 10 bis 16.30 Uhr im Bertha-Benz-Saal im Haus der Wirtschaft in Stuttgart statt. Das ausführliche Programm finden Sie im Veranstaltungskalender auf der Internetseite: www.denkmalpflege-bw.de. Es werden keine Teilnahmegebühren erhoben. Um schriftliche Anmeldung unter annette.geier@rps.bwl.de bis zum 30. September 2013 wird gebeten.

Preisträger im landesweiten Fotowettbewerb zum Tag des offenen Denkmals 2012

Valentin Geringswald, 17, hatte sich das ganz anders vorgestellt: „Das sieht ja wie eine Baustelle aus!“ Gemeint war die aktuelle archäologische Grabung in Bad-Cannstatt, auf der der Stuttgarter Gymnasiast seinen „VIP-Tag“ erlebte. Im Rahmen des Fotowettbewerbes für Kinder und Jugendliche zum Tag des offenen Denkmals unter der Schirmherrschaft von Staatssekretär Ingo Rust MdL war neben den Preisen für die ersten drei Gewinner jeder Altersstufe auch ein Erlebnistag auf einer archäologischen Grabung für die Erstplatzierten ausgelobt worden. Und so dürfen auch Lara Blaschke, Heilbronn, (13- bis 15-Jährige) und Annika Andresen, Radolfzell, (8- bis 12-Jährige) in Neuenstadt am Kocher beziehungsweise Anselmingen hautnah miterleben, was es heißt „zu graben“. Valentin jedenfalls war nach seinem Tag auf der Grabung von seinen „Funden“ begeistert. Die weiteren Gewinner im Überblick: 16- bis 18-Jährige, 2. Preis ebenfalls Valentin Geringswald, Stuttgart, 3. Preis Pascal Scheu, Villingen-Schwenningen; 13- bis 15-Jährige, 2. Preis Christoph Ruß, Biberach-Mettenberg, 3. Preis Lisa Meisl, Bad Waldsee; 8- bis 12-Jährige, 2. und 3. Preis Lena Losert, Gärtringen.



Alle Gewinner sind am 25. Januar 2013 im Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen a. N., geehrt worden.

Internationale Tagung „Individualization, Urbanization and Social Differentiation: Intellectual and Cultural Streams in Eurasia (800–400 BC)“

Haus der Wirtschaft in Stuttgart
11. bis 13. Februar 2013

Die Erforschung von geistig-kulturellen Phänomenen ist eine der faszinierendsten, aber zugleich auch schwierigsten Aufgaben der historischen und archäologischen Wissenschaften. In weiten Teilen Eurasiens stellten die Jahrhunderte zwischen ca. 800 und 400 v. Chr. einen Zeitraum tiefgreifenden Wandels dar, mit dem Aufkommen einer ganzen Reihe von Erscheinungen, die unsere Welt bis heute entscheidend prägen. Es ist unter anderem das Zeitalter der weiträumigen Verbreitung des Alphabets, der ersten Münzprägungen, der ersten nachgewiesenen Olympischen Spiele, der phönizischen und griechischen Kolonisierung, der Blüte der etruskischen Stadtstaaten, der Gründung Roms, des neuassyrischen und neubabylonischen Reiches, der skythischen Königsgräber, der chinesischen Zhou-Dynastie und schließlich der ersten protourbanen und urbanen Zentren im Gebiet nördlich der Alpen. Zugleich stellt dieser Zeitraum mit den Lehren von Konfuzius und Lao-Tse in China, der Entwicklung des Buddhismus und des Jainismus in Indien oder dem Aufkommen der griechischen Philosophie auch aus philosophischer und religionswissenschaftlicher Perspektive eine Schlüsselperiode dar. Diese Erscheinungen, obwohl inhaltlich vielfältig, zeugen von einem Wandel im Denken und in der Wahrnehmung der Menschen, der sowohl Ausdruck als auch Beschleuniger von tiefgreifenden sozialhistorischen Veränderungen ist.

Anknüpfend an das DFG-Schwerpunktprogramm „Frühe Zentralisierungs- und Urbanisierungsprozesse – Zur Genese und Entwicklung frühkeltischer Fürstentümer und ihres territorialen Umlandes“ und zum Abschluss der Großen Landesausstellung „Die Welt der Kelten“ wurden prägende Phänomene dieses Zeitraums im Rahmen der internationalen Tagung „Individualization, Urbanization and Social Differentiation: Intellectual and Cultural Streams in Eurasia (800–400 BC)“ aus einer breiten Perspektive beleuchtet und diskutiert. Die Veranstaltung wurde vom Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Zusammenarbeit mit der Universität Tübingen organisiert und durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft und das Ministerium für Finanzen



und Wirtschaft Baden-Württemberg gefördert. Im Mittelpunkt des Interesses standen die während der Frühen Eisenzeit stattfindenden Urbanisierungsprozesse, nicht nur aus einer konventionellen siedlungsgeografischen Sichtweise, sondern vor allem unter Berücksichtigung der Vorbedingungen und Konsequenzen für Denken, Mentalität, Philosophie, Kunst und Religion. Als geografischer Rahmen diente der eurasische Raum von China bis an die Atlantikküsten, wengleich der Schwerpunkt im europäischen Bereich lag. Die zentrale Fragestellung war, wie sich jene Veränderungen im Denken, die in den antiken Schriftquellen zum Ausdruck kommen, in den archäologischen Quellen spiegeln, und wie diese wiederum aus einer sozialhistorischen Perspektive am besten zu interpretieren sind. Ferner sollten archäologische und althistorische Forschungen auch für die große kulturwissenschaftliche Diskussion in den Geistes- und Sozialwissenschaften nutzbar gemacht werden.

An der Tagung nahmen 85 renommierte Wissenschaftler, darunter 31 Referenten, aus verschiedenen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen teil. Die Herkunftsländer der geladenen Forscher umfassten neben Deutschland mehr als 15 weitere Nationen von vier verschiedenen Kontinenten. Nach der offiziellen Begrüßung und Einführung in das Tagungsthema durch Ingo Rust (Staatssekretär, Ministerium für Finanzen und Wirtschaft), Hans-Dieter Bienert (Programmdirektor, Deutsche Forschungsgemeinschaft) und Dirk Krause (Landesarchäologe, Landesamt für Denkmalpflege) hielt Lord Colin Renfrew (Cambridge) den Eröffnungsvortrag zu den Grundlagen der Kognitiven Archäologie. Während sich die erste Sektion mit den Ursprüngen der sozialen Differenzierung befasste, war der zweite Abschnitt den „Typologien der sozialen Komplexität“ gewidmet. Der erste Tagungstag endete mit einer Sektion zur Thematik „Mythos und Logos“. Am

Die Tagung fand im Bertha-Benz-Saal im Haus der Wirtschaft in Stuttgart statt.

An der Veranstaltung nahmen 85 Wissenschaftler aus der ganzen Welt teil.



Beginn des zweiten Tagungstages stand die Sektion „800–400 BC: A Time of Changes“. Die folgenden beiden Abschnitte waren der zentralen Thematik der Urbanisierung gewidmet, sowohl anhand von theoretisch-methodologischen Beiträgen als auch von konkreten Fallbeispielen aus verschiedenen Regionen der antiken Welt. Die anschließende Sektion „Looking Towards East“ umfasste einen Vortrag über den Vorderen Orient und einen Vortrag über Prunkgräber im China des 1. Jahrtausends v. Chr. Den zweiten Tagungstag beschloss ein öffentlicher Festvortrag von Svend Hansen (Berlin) über die Riesentumuli der Eisenzeit zwischen Ost und West. Zu Beginn des letzten Tagungstages standen erneut die früheisenzeitlichen Zentralisierungsprozesse „Between Mediterranean and Keltiké“ im Mittelpunkt des Interesses. Die Tagung endete mit einer Sektion zur Entstehung der Latènekunst, in der der Schwerpunkt im kognitiven und identitären Bereich lag.

Dank ihrer breiten thematischen und geografischen Perspektive sowie ihres interdisziplinären Charakters konnte die Tagung wesentliche Erkenntnisgewinne für die verschiedenen beteiligten Fachgebiete generieren. In dieser Hinsicht stellte die Veranstaltung nicht nur eine willkommene Ergänzung zu den Ergebnissen aus den Fallstudien des DFG-SPP 1171 „Frühkeltische Fürstensitze“ dar, sondern auch einen Ausgangspunkt für zukünftige Studien, die sich mit Urbanisierungsprozessen im Spezifischen und mit Mentalitätsgeschichte im Allgemeinen auseinandersetzen. Eine Publikation der Beiträge als englischsprachige Monografie ist bei Cambridge University Press vorgesehen.

Prof. Dr. Dirk Krause/Dr. Denise Beilharz/
Dr. Manuel Fernández-Götz

Ehrenamtliche Glockendenkmalpflege in Baden-Württemberg

Das Land Baden-Württemberg ist in der glücklichen Lage, eine flächendeckende Inventarisierung des historischen Bronzeglockenbestandes bis zum Gussjahr 1850 (Württemberg-Hohenzollern) bzw. 1860 (Baden) vorliegen zu haben. Die zeitliche Begrenzung ist in der wissenschaftlichen Einschätzung des 19. Jahrhunderts zu Beginn der Glockeninventarisierung im Hamburger Glockenlager während des Zweiten Weltkrieges begründet.

Im Sinne des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes sind historische Glocken Denkmale aus künstlerischen, wissenschaftlichen und heimatgeschichtlichen Gründen. Die Denkmaleigenschaft bezieht sich teils auf die Glocke selbst mit ihren Armaturen, teils auf Zubehör des sie beherbergenden Bauwerks. Ein wichtiger denkmalconstituierender Bestandteil der Glocke ist ihr Klang. In einigen Fällen besitzt auch die „Klangsilhouette“ einer Stadt, eines Klosters usw. Denkmalcharakter. Bei Glocken aus anderen Metallen als Bronze wird im Einzelfall die Denkmaleigenschaft und im Fall der vielen Eisenhartgussglocken aus der Zeit nach den Weltkriegen die Erhaltungsfähigkeit geprüft werden.

Die vordringlichste Aufgabe der Glockendenkmalpflege ist das Werben für einen schonenden Umgang mit den Glocken. Die Bestimmung von Glocken erfüllt sich im Läuten. Der Läutevorgang stellt jedoch naturgemäß eine Belastung für die Glocke dar. Das Maß der Belastung ist abhängig von einer Reihe von Faktoren wie Lätewinkel, Klöppelmasse, Härte der Glocke und des Klöppels, um nur die wichtigsten zu nennen. Der Beratungsausschuss für das Deutsche Glockenwesen, das wohl älteste ökumenische Gremium, hat hierzu Richt-

linien erarbeitet, die die Arbeitsgrundlage für die kirchlichen Glockensachverständigen darstellen. Zu den häufigsten Arbeiten an Glocken sind Arbeiten am Klöppel oder sogar seine Erneuerung zu nennen. Die Normstähle haben sich als zu hart erwiesen und beschleunigen die Abnutzung der Aufprallstellen des Klöppels an der Glocke. Zur Schonung können bei besonders wertvollen Glocken an den Klöppelballen Bronzepuffer eingesetzt werden

Mithilfe von EU-Mitteln konnte in den letzten Jahren im Rahmen des Forschungsvorhabens PROBELL an der Hochschule Kempten durch Schwingungsmessungen und Klanganalysen ein Verfahren entwickelt werden, mit dem an Glocken ein so genannter „musikalischer Fingerabdruck“ genommen werden kann; mit seiner Hilfe können äußerlich (noch) nicht sichtbare Schäden erkannt werden.

Bei Glocken von herausragender musikalischer, künstlerischer oder historischer Bedeutung wird die durch PROBELL entwickelte Abnahme des „musikalischen Fingerabdrucks“ zur Schadensprophylaxe dringend empfohlen. Eine vergleichende Bewertung dieses „Fingerabdrucks“ ermöglicht die Überprüfung des denkmalgerechten, schonenden Umgangs mit diesen besonders wertvollen Glocken und ist für die Glockendenkmalpflege von nachhaltigem Interesse. So konnten gravierende substanzielle Eingriffe an der Ulmer Schwörglocke vermieden werden. Die Untersuchungen von PROBELL ergaben, dass die historische Reparatur einer Glocke zu keinen Schädigungen führt.

Neben der Denkmalfeststellung und der glockendenkmalpflegerischen Beratung ist die konservative Begleitung der Restaurierung von Glocken die Kernaufgabe der Glockendenkmalpflege. Ziel jeder Restaurierung muss es sein, bei möglichstster Erhaltung des Klangbildes die Glocke läutefähig zu erhalten. Unter dieser Prämisse sind bei einer Restaurierung auch Fehlstellen in der Glockenzier zu akzeptieren. Ausnahmen hiervon stellen Glocken dar, deren künstlerischer Wert im Hinblick auf die Gestaltung von besonderer Wertigkeit ist und/oder dieser höher zu bewerten ist als der musikalische. Zum Musikinstrument Glocke gehören ein stimmiges Zubehör und Umfeld bestehend aus Klöppel, Joch, Bändern, Glockenstuhl beziehungsweise Glockenstube samt Zugang, historische Seilführungen und – soweit diese noch vorhanden sind – Schlagmechanik und Uhr. Zur Klärung der Fragen nach der Denkmalrelevanz der einzelnen Teile und den anzuwendenden Restaurierungsmethoden sollte es selbstverständlich sein, die Stellungnahmen des zuständigen Glockensachverständigen und der Denkmalpflege einzuholen. Für spezielle glockendenkmalpflegerische Fachfragen steht in Baden-Württemberg ein ehrenamtlicher Glockendenkmalpfleger zur Verfügung, bei metallurgi-



Totenglocke des Überlinger Münsters. Zuckerturmförmig.



Frank T. Leusch.

schen Problemstellungen unterstützt vom Metallrestaurator der Restaurierungswerkstätten des Referates 83 des Regierungspräsidiums Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege.

Seit dem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst ist Frank T. Leusch ehrenamtlicher Beauftragter für Denkmalpflege für das Fachgebiet Glockendenkmalpflege für das Land Baden-Württemberg. Leusch, Jahrgang 1943, studierte in München Kunstgeschichte, Klassische Archäologie, Germanistik und Historische Hilfswissenschaften. Mit einer Dissertation mit dem Thema „Joseph Anton Feuchtmayers figurale Reliefs für den Glockenschmuck“ wurde er 1973 promoviert. Von 1968 bis 1973 arbeitete er im Auftrag der Deutschen Forschungsgemeinschaft am Deutschen Glockenatlas – Band Baden – und inventarisierte zusammen mit Sigrid Thurm den Bestand der historischen Glocken im Landesteil Baden. 1974 trat er in den Dienst des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, zunächst in der Listeninventarisierung, ab 1976 dann als Gebietskonservator in der Bau- und Kunstdenkmalpflege. 1980 bis 2006 war Leusch dann beim Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Außenstelle Freiburg – später Regierungspräsidium Freiburg – in gleicher Funktion tätig. Von 1986 bis 2008 war er Mitglied des ökumenischen „Beratungsausschuß für das Deutsche Glockenwesen“.

Glockenkundliche Veröffentlichungen (Auswahl):

Frank T. Leusch: Joseph Anton Feuchtmayers figurale Reliefs für den Glockenschmuck, Bamberg 1981.

Frank T. Leusch: Die historischen Glocken der Stadt Kenzingen, in: Die Pforte, 2.Jg. Nr.4, Kenzingen 1982.

Sigrid Thurm unter Mitwirkung von Frank T. Leusch: Deutscher Glockenatlas, Band Baden, München 1985.

Frank T. Leusch: Jakob Mayer – Der Gießler der ersten

Stahlglocke, in: Lusus Campanularum, Beiträge zur Glockenkunde, Arbeitsheft 30 des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, München 1986.

Frank T. Leusch: Die Glocke als Gegenstand der Kunstgeschichte, in: Glocken in Geschichte und Gegenwart – Beiträge zur Glockenkunde, Karlsruhe 1997.

Frank T. Leusch: Die künstlerische Gestaltung neuer Glocken, in: Glocken in Geschichte und Gegenwart – Beiträge zur Glockenkunde, Karlsruhe 1997.

Frank T. Leusch/Kurt Kramer: Die Glockenlandschaft Insel Reichenau, in: Klosterinsel Reichenau im Bodensee – UNESCO Weltkulturerbe. Arbeitsheft 8 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 2001.

Frank T. Leusch/Kurt Kramer: Der „Glockenhimmel von Salem“ – der Wissende kann seine Klänge deuten, in: Das Salemer Münster. Arbeitsheft 11 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 2002.

Frank T. Leusch: Der Bestand an historischen Glocken in Baden-Württemberg – eine Übersicht, in: ... Friede sei ihr erst Geläute, Die Glocke – Kulturgut und Klangdenkmal. Arbeitsheft 18 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 2004.

Frank T. Leusch: Glockentürme und ihre Geläute als Aufgabe der Denkmalpflege, in: ... Friede sei ihr erst Geläute, Die Glocke – Kulturgut und Klangdenkmal. Arbeitsheft 18 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 2004.

Ausstellungsankündigung

Das Brigachtal im frühen Mittelalter

8. September bis 16. November 2013

Kirche St. Martin
78086 Brigachtal-Kirchdorf
Öffnungszeiten: So und Feiertag 13–18 Uhr
sowie nach Voranmeldung.



8. September bis 16. November 2013

Öffentliche Führungen: 14. und 28. September sowie 12. und 26. Oktober, jeweils 15 Uhr
Kontakt: 07721/290933 (Gemeinde Brigachtal) oder 07721/4206 (Kirchengemeinde St. Martin)
www.brigachtal.de

Unter dem Namen des heutigen Ortsteils Klengen (Chneinga) zusammengefasst, gehörte das Brigachtal seit dem 8. Jahrhundert zum ausgedehnten Grundbesitz des Klosters St. Gallen. Bodendenkmale, die in den vergangenen Jahrzehnten ausgegraben und erforscht wurden, erhellen das Dunkel der unmittelbar davor liegenden frühmittelalterlichen Jahrhunderte. Wie bei kaum einer anderen Gemeinde der Baar ergänzen sich auf diesem Wege die historischen und archäologischen Quellen in facettenreicher Weise. Die denkmalgeschützte Martinskirche, selbst schon eine Sehenswürdigkeit von hoher kultureller Bedeutung und zugleich das älteste Gotteshaus auf der Baar, bietet das passende Ambiente, die bedeutsame frühmittelalterliche Vergangenheit des Brigachtals zu präsentieren. Die von der Gemeinde Brigachtal in Zusammenarbeit mit der Universität Freiburg und dem Referat Denkmalpflege im Regierungspräsidium Freiburg erarbeitete Sonderausstellung beleuchtet die Bestattungsgewohnheiten im Brigachtal der Merowingerzeit, wirft ein Licht auf die bauliche Entwicklung der frühmittelalterlichen Martinskirche und deren Bedeutung für die Besitz- und Siedlungsgeschichte und präsentiert zahlreiche zum Teil erstmals gezeigte archäologische Funde.

Die Ausstellung, zu der auch ein Begleitband erscheint, wird am „Tag des offenen Denkmals“ um 11.30 Uhr eröffnet und durch eine Vortragsreihe sowie durch das Programm „kultureller Herbst Brigachtal“ begleitet.

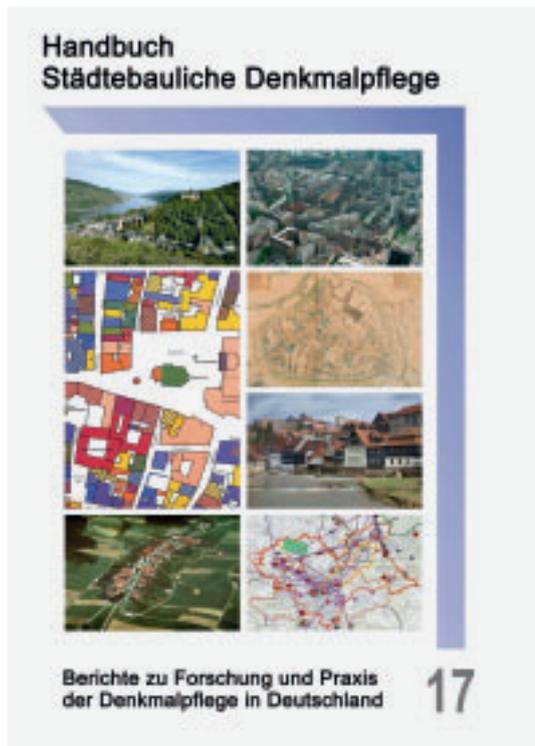
Neuerscheinungen

Handbuch Städtebauliche Denkmalpflege

Hg. im Auftrag der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland von Volkmar Eidloth, Gerhard Ongyerth und Heinrich Walgern

Berichte zu Forschung und Praxis der Denkmalpflege in Deutschland, Bd. 17, Wiesbaden 2013. 480 S., mit 145 farbigen Abb.
ISBN 978-3-86568-645-9, 29,95 Euro

Bezug über Michael Imhof Verlag, Petersberg
Konservatorisches Handeln im städtebaulichen Zusammenhang bedarf besonderer Methoden und Vorgehensweisen. Mit dem Handbuch liegt erstmals ein umfassender Überblick über die Grund-



lagen und Grundsätze städtebaulicher Denkmalpflege vor. Der Band ist Zusammenfassung und Ertrag der Tätigkeit der seit 40 Jahren bestehenden Arbeitsgruppe Städtebauliche Denkmalpflege in der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland. Eingeflossen sind nicht zuletzt auch die langjährigen Erfahrungen der Planungsberatung der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg.

Das Handbuch gliedert sich in einen Aufsatzteil, in dem die Geschichte und das Selbstverständnis der städtebaulichen Denkmalpflege, ihre Methoden zur Erfassung, Bewertung und Dokumentation ebenso behandelt werden wie die rechtlichen Rahmenbedingungen, die Planungsinstrumente, Planungsebenen und Planungsverfahren. Ein Lexikon mit 240 Artikeln erklärt ausgewählte theoretische, Verfahrens- und Sachbegriffe, die in der städtebaulichen Denkmalpflege eine Rolle spielen. Zu den Verfassern dieser Beiträge gehören auch mehrere Kollegen aus der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg. Das umfangreiche Literaturverzeichnis trägt die weit gestreute Literatur zur städtebaulichen Denkmalpflege zusammen.

Das Standardwerk wendet sich an alle Bauverwaltungen, Architekten, Stadtplaner und Denkmalpfleger in Forschung, Lehre und Praxis.

Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2012

Hg. v. Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, dem Archäologischen Landesmuseum, dem Förderkreis Archäologie in Baden

und der Gesellschaft für Archäologie in Württemberg und Hohenzollern e.V.

Stuttgart 2013

352 S. mit 259 Fotos, Plänen und Zeichnungen

ISBN 978-3-8062-2756-7, 21,90 Euro

Bezug über Theiss Verlag Stuttgart

In ansprechender Gestaltung und großzügig bebildert präsentiert das Jahrbuch 2012 der Archäologischen Denkmalpflege in Baden-Württemberg 83 Beiträge aus allen Bereichen der Landesarchäologie. Dabei werden neben Ausgrabungen auch wissenschaftliche Forschungsprojekte und moderne archäologische Untersuchungsmethoden vorgestellt. So wird den Lesern – ob Fachpublikum oder an der Landesarchäologie interessierten Laien – ein Fenster in die verschiedenen Epochen des Landes geöffnet: von der Altsteinzeit über das Mittelalter bis hinein in die frühe Neuzeit.

Im Stadtbild Pforzheims erinnert nur noch wenig an die mittelalterliche Vergangenheit der einstigen badischen Residenz. Nach der flächendeckenden Zerstörung im Zweiten Weltkrieg wurden Teile der Altstadt in einem geänderten Straßenraster wieder aufgebaut. Am Fuße des Schlossbergs – im Umfeld des ehemaligen Franziskanerklosters – entstanden dabei größere Freiflächen. Neubauprojekte machten hier in den vergangenen Jahren – jüngst seit Herbst 2012 – mehrfach archäologische Grabungen notwendig, bei denen Befunde von der Gründungsphase der Stadt im späten 12. Jahrhundert bis hin zum Zweiten Weltkrieg zutage kamen.

Personalia

Bianca Fehring

Regierungspräsidium Stuttgart

Referat 86 – Denkmalpflege

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.

Tel. 07 11/90445-158

bianca.fehring@rps.bwl.de

Bianca Fehring begann im März 2013 ihren Dienst als Regierungsinspektorin am Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen. 1984 in der Bauhausstadt Dessau geboren, kam sie 1994 nach Baden-Württemberg. Nach dem Abitur machte sie eine Ausbildung zur Verwaltungsfachangestellten bei der Stadt Tengen (Kreis Konstanz). Anschließend war sie dreieinhalb Jahre Kassenverwalterin in der Gemeinde Uhlhingen-Mühlhofen (Bodenseekreis), bevor sie 2010 das Studium Public Management in Ludwigsburg begann, das sie im Februar 2013 mit dem Bachelor (B. A.) abschloss.

Frau Fehring obliegt die verwaltungsrechtliche Prüfung und Bearbeitung von Zuwendungen des Landes für den Erhalt und die Pflege von Kulturdenk-



malen im Regierungsbezirk Stuttgart. Die bisher gesammelten Erfahrungen und ihr Interesse an historischen Gebäuden werden ihr bei den vielfältigen Aufgaben im Bereich der Bewirtschaftung der Fördermittel von Nutzen sein.

Dr. Christian Bollacher

Gebietsreferent der archäologischen
Denkmalpflege
Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 86 – Denkmalpflege
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.
Tel. 07 11/90445-401
christian.bollacher@rps.bwl.de



Seit Mitte Dezember 2012 ist Christian Bollacher als Gebietsreferent für vor- und frühgeschichtliche Archäologie im Regierungspräsidium Stuttgart tätig. Er betreut die Kreise Böblingen, Ludwigsburg, Schwäbisch Hall und den Ostalbkreis. Christian Bollacher wurde 1971 in Ludwigsburg geboren. Von 1992 bis 1999 studierte er Vor- und Frühgeschichte, Urgeschichte und Geologie an der

Universität Tübingen, Auslandssemester führten ihn nach Cagliari (Sardinien) und Innsbruck. Nachdem er sein Studium im Jahr 1999 mit einer Masterarbeit über die Ausgrabung einer jungsteinzeitlichen Moorsiedlung im Federseeried bei Bad Buchau abgeschlossen hatte, widmete er sich in seiner Dissertation der keltischen Viereckschanze von Riedlingen a. d. Donau, die in den 1990er Jahren ausgegraben worden war. Nach verschiedenen Tätigkeiten für das Landesdenkmalamt beziehungsweise das Referat 26 des Regierungspräsidiums Tübingen wechselte er 2006 ans Regierungspräsidium Stuttgart, wo er im Auftrag von Referat 85 die wissenschaftliche Grabungsleitung auf den württembergischen Trassenabschnitten der NATO-Pipeline Aalen (BW)–Leipheim (BY) übernahm. Von Ende 2006 bis Ende 2012 war er am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege als Gebietsreferent im Referat „Denkmalliste und Denkmaltopografie“ für die Erfassung der Bodendenkmale in den Regierungsbezirken Bayerisch Schwaben und Mittelfranken sowie für die Führung der Liste der beweglichen Denkmale in ganz Bayern zuständig.

Abbildungsnachweis

U1, U2ol LAD, Bernd Hausner; S134o, S140ur, S141o Andreas Förderer; S134u, S144 Willi Walter; S135o, S143u Archiv Volkmar Eidloth; S135u, S136o, S137o, S138u–140o, S142r, S143o Stadtmuseum-/archiv Baden-Baden; S136ul Bruno Krupp; S136ur LAD, Bernd Hausner; S137u Wikimedia Commons, Gerd Eichmann; S138o Baden-Baden Kur & Tourismus GmbH; S140ul, S141u Volkmar Eidloth; S142l CARASANA Bäderbetriebe GmbH; S145o, S149o, S150o, S150ur, S152 LAD, Dörthe Jakobs; S145u–147, S150ul LAD, Felix Pilz; S148 Dokumentation und Aufnahmen Karl-Heinz Petzold, Tübingen; S149u LAD, Satoko Toyoda; S151 Labor Drewello & Weißmann, Bamberg; S153o, S155o LAD, Martin Hahn und Archiv Inventarisierung; S153u, S154o, S154ur, S155u–156, S157u LAD, Martin Hahn; S154ul Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Th. Gunzelmann; S157o Gde. Sontheim; S158 LAD, Tilmann Häcker und Christiane Tietz; S159o, S160u–162, S164u LAD, Bernd Hausner; S159u, S163 Heimatverein Altheim; S160o Auszug aus der ADAB; S164o RPK; S165o, S167u–168 Hubert Mara; S165u Olaf Wagener; S166 aus: Vetter 2009, S. 115; S167o Markus Forbriger; S169, S171o, S172 LAD, Bernd Hausner; S170 Stabsstelle Archiv und Dokumen-

tenmanagement, Krematorium: Ident.Nr. 500301,1; S171ul, S173–174 Stadtarchiv Villingen Schwenningen (SAVS), Best. 5.22 S alt 8715; S171ur Werner Hegemann: Hans Herkommer. F. E. Hübsch, Berlin / Leipzig 1929 (= Neue Werkkunst); S175o, S176–178 Roland Schreglmann; S175ul Bosch Zünder von 1932; S175ur Ute Schmidt-Contag; S179 LAD, Bernd Hausner; S180, S181o Rainer Laun; S181u Daniel Keller; S182, S183u Andrea Steudle; S183o Martina Goerlich; S184o LAD; S184u Stadt Offenburg; S185o Büro Strebewerk Stuttgart und Hölderlin-Grundschule Lauffen; S185ul LAD, Caroline Jäger; S185ur LAD, Denise Beilharz; S186o Rhein-Neckar-Zeitung Heidelberg, K. Katzenberger-Ruf; S186u LAD; S187–188 LAD, C. Steffen; S189ol K. Kramer; S189or M. Fehrenbach; S190 LAD; S191ol Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in Deutschland; S191or Theiss Verlag Stuttgart; S191u–192 LAD, Marion Friemelt

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg); LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS; ALM = Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg, Konstanz



- ① *Baden-Baden: Europäische Kurstädte und UNESCO-Welterbe, S. 134ff.*
- ② *Stuttgart-Mühlhausen: Veitskapelle, S. 145ff.; Stuttgart-Heslach: Siedlung „Eiernes“, S. 175ff.*
- ③ *Landkreis Heidenheim: Bierkeller, 153ff.*
- ④ *Waldürn-Altheim: Grünkern-darren, S. 159ff.*
- ⑤ *Heidelberg: „Gesprengter Turm“, S. 165ff.*
- ⑥ *Schwenningen: Krematorium, S. 169ff.*
- ⑦ *Karlsruhe: Eisenbahnüberführung Weierfeld, S. 179.*
- ⑧ *Marzell: Kloster Frauenalb, S. 180f.*
- ⑨ *Berg bei Friedrichshafen: Dorfschule von 1938, S. 182f.*

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt nach Esslingen. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Adressänderungen können Sie uns ebenfalls mit dieser Karte oder auch per Telefon durchgeben: Telefon 0 71 56 - 16 59 13 35

Änderungen sind zudem auf unserer Homepage möglich: www.denkmalpflege-bw.de

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum Unterschrift

Bitte freimachen. Danke.

An das
 Regierungspräsidium Stuttgart
 Landesamt für Denkmalpflege
 Öffentlichkeitsarbeit
 Postfach 102311
 70019 Stuttgart

Die Landesdenkmalpflege

Ministerium für Finanzen und Wirtschaft Baden-Württemberg Oberste Denkmalschutzbehörde

Neues Schloss
Schlossplatz 4
70173 Stuttgart
Telefon 0711 / 1 23 - 22 21
Telefax 0711 / 1 23 - 24 74
E-Mail: Poststelle@mfw.bwl.de

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Referate 81–86
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444
E-Mail:
nachrichtenblatt@denkmalpflege-
bw.de

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77-0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Arbeitsstelle Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Regierungspräsidium Freiburg

Referat 26 Denkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg im Breisgau
Postanschrift:
79083 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 26 Denkmalpflege

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Postanschrift:
76247 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Regierungspräsidium Tübingen Referat 26 Denkmalpflege

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Postanschrift:
Postfach 2666, 72016 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 24 31

Besuchen Sie auch unsere Homepage: www.denkmalpflege-bw.de
mit sämtlichen Ausgaben dieser Zeitschrift seit 1972



- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichtet und informiert seit mehr als 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand, aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

